


LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0352 3903

Von Aerzten und Patienten

Lustige und unlustige Plaudereien

von

Dr. med. Fr. Scholz,
Bremen.

Zweite, verbesserte Auflage.

München 1900.
Verlag von Seitz & Schauer.

Meinen Söhnen gewidmet.

Vorwort zur ersten Auflage.

Nichts Systematisches dürft Ihr von diesem Buche erwarten, keine Gelehrsamkeit oder überraschende neue Ideen. Nur zwanglose Plaudereien bietet es, wie sie sich wohl die rasche Jugend gelegentlich einmal von dem gesprächigen Alter gefallen läßt, vorausgesetzt, daß ihr überhaupt noch Zeit zum behaglichen Niedersitzen geblieben ist.

Fechner macht in seiner Psychophysik auf den großen Unterschied aufmerksam, der sich für den Beschauer eines Kreises ergibt, je nachdem er sich innerhalb oder außerhalb desselben befindet. So ist es auch mit Erinnerungen und Erfahrungen. Wer die Erfahrungen selbst gemacht hat, befindet sich, sozusagen, innerhalb des Kreises, der andere, dem sie mitgeteilt werden, sieht sie nur von außen an. Auch Ihr werdet an diesem Buche vieles nur wie etwas Aeußeres betrachten. Aber die Lehr- und Wanderjahre liegen ja nun schon hinter Euch, und auf dem Wege der Erfahrung seid Ihr selbst schon eine tüchtige Strecke vorangeschritten. Vielleicht erfreut es Euch nun, was Ihr erlebt und innerlich erschaut habt, hier noch einmal im Spiegelbilde vor Euch vorüberziehen zu lassen — dasselbe und doch etwas anderes.

Aerzten ist das Buch gewidmet, geschrieben aber ist es für jedermann. Denn auch wer außerhalb des Aeskulaptempels steht, liebt es doch, gelegentlich einmal einen Blick hinter den Vorhang zu werfen.

Als ich schon ein gutes Stück mit der Niederschrift vorgerückt war, kam mir erst Ughettis Buch („Zwischen Aerzten und Klienten") in die Hände, und meinem Danke für diese fesselnde Lektüre glaubte ich keinen besseren Ausdruck geben zu können, als daß ich nachträglich noch einige Anleihen für mein eigenes Buch daraus entnahm.

Die sonstigen Litteraturnachweise sind im Texte enthalten.

Bremen, Herbst 1899.

Dr. F. Scholz sen.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Verbesserungen dieser zweiten Auflage betreffen hauptsächlich das Aeußere des Buches, dem der Verleger eine schönere und reichere Ausstattung mitgegeben hat.

Der Text ist nahezu unverändert geblieben.

Juni 1900.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Abschnitt.

Vom Arzte.

Wie zäh' doch Kindheitserinnerungen haften! Als stünde er leibhaftig vor mir, so deutlich sehe ich noch unsern alten Hausarzt, den Herrn Kreisphysikus des kleinen schlesischen Landstädtchens, in dessen von altertümlicher Romantik umwehten Pfarrhause einst meine Wiege gestanden hat. Das ist ganz wörtlich zu verstehen, denn damals wiegte man die Kinder wirklich noch, und soweit ich es beurteilen kann, sind wir davon nicht dümmer geworden. Zu der Zeit freilich, von der ich spreche, war ich schon längst der Wiege entwachsen und reifte der Tertianerwürde entgegen. Und da sehe ich ihn just in diesem Augenblicke vor mir, wie er, es war am Tage vor meinem Abgange aus dem Elternhause, seine Hände auf meine Schultern legte und milde gütige Worte zu mir sprach. Ich sehe ihn wieder vor mir, den hochgewachsenen stattlichen Mann mit seinem schneeweißen Haar, seinen hellblauen Augen und dem freundlichen, glattrasierten Gesicht. Gewöhnlich trug er einen grauen Tuchrock, aber einmal habe ich ihn auch in einem blauen Frack mit goldenen Knöpfen, seidener Weste und feinem Battistjabeau bewundern können, und es hätte gerade nur noch gefehlt, daß er auch Kniehosen, einen Dreimaster und einen Stock mit goldenem Knopfe getragen hätte. Aber auch ohne dies, ja selbst in seinem grauen Tuchrocke, sah er schon

vornehm genug aus und bewegte sich auch so mit ruhiger Würde. Er war eben kein Rustikaler, wie so manche unter der Last der Verhältnisse verbauerten Landärzte es werden, sondern ein feingebildeter Mann, der überall beschlagen war und seinen Horaz auswendig kannte. Selbstverständlich gehörte er zu den höchstgraduierten Medizinalpersonen, er war Medicus purus, d. h. Arzt für innere Krankheiten, damals das Höchste, was es gab. Die Chirurgie verachtete er tief und ärztliche Geburtshilfe galt ihm nicht viel mehr, als etwas schwierigerer Hebammendienst. Hochgelehrt, wie er war, kannte er seinen Stahl, seinen Hoffmann und die übrigen großen Medizinmänner der alten Zeit vom ersten bis zum letzten Buchstaben und Hufeland verehrte er als kühnen Neuerer. Aber die neuen Untersuchungsmethoden, die jetzt schon lange das Feld beherrschen und den Arzt vom Künstler zum Techniker umgestaltet haben, kannte er natürlich noch nicht, da sie noch nicht erfunden waren. Seine Untersuchungsmethode beschränkte sich bescheidenerweise darauf, daß er den Puls fühlte, sich die Zunge zeigen ließ und den Urin besichtigte. Und merkwürdigerweise — es ging auch so! Unser Herr Kreisphysikus genoß sogar einen großen Ruf als feiner Diagnostiker und seine Kuren wurden hoch gerühmt. Ich glaube wirklich, die Erfolge der alten Aerzte verdankten sie ihrem jetzt so mißachteten „Blicke“ und daß ihnen das Bewußtsein davon, daß der Arzt den kranken Menschen, nicht bloß das erkrankte Organ zu behandeln habe, noch nicht so wie den Neueren entschwunden war. Von des Gedankens Blässe waren sie noch nicht angekränkelt, sie vertrauten sich und ihrer Kunst. Das aber verschaffte ihnen wieder Vertrauen und umgab ihre Rezepte mit etwas Weihevollem. Auch ich habe zu dem Verehrten mit kindlicher Bewunderung aufgeblickt, und der Beruf des Arztes schien mir der höchste und ehrenvollste von allen.

Diese Art ist jetzt ausgestorben, wie der Riesenalk und der Vogel Dronte auf Mauritius, und da man sie auch nicht in Museen ausgestopft zu sehen bekommt, so würde schon heute ihr Andenken erloschen sein,

wenn es nicht zum Glück noch Leute gäbe, deren Erinnerung sie den weiten Weg bis zu ihnen zurückführt.

Eine zweite, früher nicht seltene Spezies lernte ich später kennen, — den Naturforscher, ich meine den Arzt als Botaniker und Mineralogen oder Entomologen, immer zugleich aber als Sammler, und zwar begegnete er mir zuerst in einem exotischen Exemplare. Als ich nämlich vor achtundvierzig Jahren in Virginien an einem Sumpffieber schwer darniederlag, behandelte mich Mr. Jenkins, ein langer, hagerer, graukarrierter Yankee, der mit pedantischer Langsamkeit einherwandelte und seine Stirn stets in ernsten Falten trug, als berge er Gott weiß was für tiefe Gedanken dahinter. So sinnend pflegte er auch auf dem Stuhl vor mir zu sitzen, mit der Rechten nachdenklich sein schlecht rasiertes Kinn reibend, auf dem linken Knie ein rotseidenes Taschentuch ausgebreitet. Ob ihn der akademische Doktortitel zierte, weiß ich nicht, doch hatte er als Militärarzt einige Jahre vorher den Krieg gegen Mexiko mitgemacht und war nun hierher in das kleine Niggerdörfchen Bermuda-Hundred, wo später General Lee die tapfere Südarmee an Grant übergab, verschlagen worden. Seine ärztliche Kunst mag nicht sehr groß gewesen sein und in seinem Arzneischatze haben wohl Quecksilber und Sassaparille die ersten Plätze eingenommen, außerdem natürlich auch Chinin, mit dem er auch mich, wie ich mit Dank anerkenne, durch alle Klippen einer stürmischen Krankheit glücklich hindurch gelotst hat. Dafür war er groß als Sammler, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich zum erstenmale seine Wohnung, die einem naturhistorischen Museum oder vielmehr einem Raritätenkabinett glich, betrat. Ausgestopfte Tiere, Schildkröten, Opossums und Rattlesnakes, Vögel aller Art standen in Glasschränken oder hingen an den Wänden. Mit Stolz zeigte er mir seine Herbarien und großen Mineraliensammlungen, leider auch mit bedächtiger Langsamkeit, als wolle er den Augenblick, wo er sich wieder von seinen Schätzen trennen mußte, so lange wie möglich hinauszögern. Etwas Trockenes, glaube ich, haben alle diese Herren an sich und zugleich

auch etwas Zwiespältiges, da sich ihr Interesse zu sehr teilt, so daß sie sozusagen weder Fisch noch Fleisch sind. Ich habe einen solchen Gelehrten auch in meiner Heimat kennen gelernt, dem der Ruf folgte, er sei unter den Aerzten der größte Botaniker und unter den Botanikern der größte Arzt. Jetzt wird dieser Typus auch immer seltener, was wohl auch nicht weiter zu bedauern ist. Der deutsche Ausdruck Kreisphysikus und das englische physician konservieren noch die Erinnerung an den Zusammenhang zwischen Arzt und Naturaliensammler.

Wenige Jahre darauf bezog ich die Universität, ich lernte medizinische Wissenschaft und ärztliche Gelehrte kennen. Ziehe Deine Schuhe aus, denn ein heiliges Land der Erinnerungen betrittst Du! Dieser Kultus und diese Priester! Ich hatte Glück, denn ich kam gerade zu einer Zeit an, als die veraltete naturphilosophische Schule über Bord ging und die naturforschende d. h. naturbefragende Methode mit frischem Winde unter flotten Segeln daherzog. Nie wieder habe ich solche Schauer geistigen Entzückens empfunden, als wenn damals Frerichs, der meisterhafte Stylist und unerreichte Diagnostiker, das verschleierte Bild vor unsern Augen enthüllte, oder wenn Middeldorpf mit vornehmer Ruhe an den Operationstisch trat und uns seine schöne Erfindung, die Galvanokaustik, sicher und elegant demonstrierte, oder auch wenn ich den Worten des großen Chemikers Bunsen lauschte, des berühmten Entdeckers der Spektralanalyse. Aber Bunsen war kein Arzt und ich wollte ja nur von Aerzten sprechen.

Der Universitätsprofessor ist zwar infolge seiner in fortwährendem Umgange mit der Wissenschaft erworbenen Kenntnisse sozusagen eine Art höher bewerteten Arztes, gibt sich auch oft genug als Original und mitunter sogar als ein recht seltsames — aber einen eigentlichen Typus stellt er nicht mehr dar. Das gelungenste Original, das ich je gesehen habe, war unser alter Geheimrat Benedikt. Seine Originalität war so groß, daß er sogar sehr heikel in Annahme von ärztlichem Honorar war, was jetzt nicht mehr vorkommen soll, und seine besonderen Ansichten darüber hatte, ob und wo es schicklich und

nicht schicklich sei, sich bezahlen zu lassen. Einstmals hatte er den Quästor der Universität an einer langwierigen Krankheit behandelt, und als nun der Herr Hofrat selbst antrat, um seinen Dank auszusprechen und dabei eine Rolle mit fünfzig Thalern auf den Tisch gleiten läßt, packt ihn der Herr Geheimrat und wirft ihn zur Thür hinaus und die Thalerrolle hinterher, nicht etwa, weil ihm das Honorar zu gering, sondern weil es ihm überhaupt nicht schicklich erschienen war, daß ihm ein Universitätsbeamter ein Honorar anbot. Ob es heute noch viele solche Geheimräte gibt?

Die Originale verschwinden immer mehr; unsere nivellierende Zeit verschlingt sie, wie die wandernde Düne alles einsam Ragende begräbt. Das gilt auch von den ärztlichen Originalen. Der bornierte und darum aufgeblasene, auf seine Büchergelehrsamkeit und akademische Würde eitle Molière'sche Arzt ist längst von der Bildfläche verschwunden, buntkostümierte Marktschreier, wie Doktor Eisenbart, und herumziehende Stein-, Bruch- und Staaroperateure gibt es auch nicht mehr. Dieser „Gewerbebetrieb im Umherziehen" ist nicht mehr erlaubt und verstößt gegen die jetzt so hoch gehaltene Standesehre. In meiner schlesischen Heimat gab es und gibt es wohl noch herumziehende Zahnreißer, nämlich die barmherzigen Brüder, unter denen sich die edle Kunst traditionell forterbt. Wenn sie mit dem großen Leiterwagen auf ihrer regelmäßigen Tour zur Einsammlung milder Gaben an Geld und Naturalien, was man Terminieren nennt, ausziehen, so strömt aus den Dörfern jung und alt, Männlein und Weiblein, zusammen, um sich Zähne ziehen zu lassen. Das geschieht oder geschah damals wenigstens immer noch mit dem altehrwürdigen Schlüssel, um den mit souveräner Verachtung aller hygienischen Grundsätze ein nicht immer sauberes Taschentuch gewickelt wurde, ganz aus freier Hand, ohne Chloroform und sonstige verweichlichende Anästhetica. Deswegen mußte der zum Terminieren ausgeschickte Bruder auch nicht bloß ein geschickter Sammler, sondern auch ein bewährter Dentist sein. Bruder Innocenz war beides, und wie in früheren Zeiten die

türkischen Befehlshaber ihrem Gebieter als Zeichen bewährter Tapferkeit Säcke voll Christenohren mit nach Hause brachten, so pflegte auch Bruder Innocenz die gezogenen Zähne in einer Pappschachtel zu sammeln und nach der Rückkehr triumphierend aufzuweisen. Einstmals hatte er auf einer zehntägigen Terminierungstour das schöne Ergebnis von 117 Zähnen erzielt. Jetzt ist inzwischen aber gewiß alles modernisiert worden und die aseptische Methode feiert auch hier ihre Triumphe.

In Romanen und auf der Bühne hat sich am längsten ein zugleich mit der Herrschaft der Rührstücke auftauchender Typus erhalten, der des groben, polternden, dabei aber grundehrlichen und selbstverständlich höchst humanen Doktors, eines schönen Kerns in rauher Schale. Er ist kein Phantasiegebilde, sondern es hat in der That solche Käuze gegeben, und ich selbst habe einen von ihnen gekannt, einen sehr beliebten Breslauer Praktiker, der, wenn ich recht unterrichtet bin, auch Modell zu L'Arronges Doktor Klaus gestanden hat. Eines der berühmtesten Originale, zugleich ein Typus des Arztes von vordem, war bekanntlich der alte Heim, von dem ja unzählige Anekdoten, oft von recht derber Natürlichkeit, bekannt sind. Auch aus Alt-Bremen weiß heute noch die Fama von ähnlichen Originalen zu erzählen. In seinem hübschen Buche: „Zwischen Aerzten und Klienten" (Deutsch von Dr. Giovanni Galli. Wien und Leipzig. Wilh. Braumüller 1899) gibt Professor Ughetti mehrere Typenproben zum besten. Darunter sind allerdings einige, die in Deutschland nicht gerade häufig sind, zum Beispiel der elegante und der ernsthafte Charlatan. Aber wir finden dort auch unsern dilettantischen, gutherzigen, von seinem geringen Wissen selbst überzeugten Arzt, den Allerweltsfreund, der immer beweglich, immer fröhlich, immer bereit ist, den vierten Mann beim Skat oder den Dirigenten beim Cotillon zu machen. Wir finden den Wichtigthuer, bei dem der leichteste Halsschmerz stets Diphtherie oder Croup bedeutet, der die Familie beglückwünscht, daß sie ihn nicht eine Stunde später geholt hat, sonst würde

er das Kind nicht haben retten können. Er ist dem Charlatan nahe verwandt. Sein Gegenstück ist der Optimist, der sich nicht bloß unbesorgt anstellt, sondern es auch ist. Solcher Optimismus ist meist sehr erwünscht, aber ist er in Unwissenheit begründet, so kann er auch in hohem Grade gefährlich werden.

Die Schilderung, die Ughetti von einem höflichen Arzte gibt, der stets die Meinung seines Patienten teilt, ist so köstlich, daß ich sie hierhersetzen muß: „Was soll ich nehmen, Doktor, um mir Appetit zu machen?" „Oh, irgend etwas Bitteres, Angenehmes, das den Appetit reizt." „Zum Beispiel?" „Zum Beispiel, was weiß ich . . . etwas Wermut mit Chinin . . ." „Ein wenig Fernet würde mir, glaub' ich, besser thun." „Sicher, Fernet mit etwas Selterswasser eine Stunde vor dem Essen." „Das ist zu früh, ich würde es lieber erst nehmen, kurz bevor ich zu Tische gehe, was meinen Sie, Doktor?" „Noch besser." Inzwischen ist ein Freund eingetreten und hat den letzten Teil dieser Unterredung gehört. Freund: „Wer wird Fernet nehmen, dieses sauere Wasser, welches einem im Magen brennt. Für mich ist Ferro-China Bisleri hundertmal besser, doch Du mußt den Doktor fragen." Patient: „Soll ich nun dies nehmen und Fernet lassen?" Arzt: „Gewiß, Bisleri ist vorzuziehen." So oder ähnlich macht er es immer.

Ein besonderer deutscher Typus ist der biedermännische „Herr Kollege". Als Variante findet er sich gewiß auch anderwärts, aber in so herzerfrischender Reinheit nirgends wie bei uns. Der „Herr Kollege" ist Ehrenmann durch und durch, ist Ethiker, namentlich aber Inhaber und Ausspender des Schatzes ärztlicher Ethik, dabei Gemütsmensch — alles Eigenschaften, die sich durch den anheimelnden Brustton der Ueberzeugung, den er überall anzuschlagen versteht, sofort kenntlich machen. Er würde ethisch nicht so hoch stehen, wenn er nicht auch intellektuell hervorragend und ein Meister in der Kunst wäre. In der That versteht er alles besser als andere Leute, und wenn er sich einmal über irgend einem handgreiflichen Irrtum hat

ertappen lassen, so betrachtet er es mit Recht als eine besondere Schändlichkeit des andern, die niemals vergessen und vergeben werden darf. Daß der ethische und hervorragende Herr Kollege im Grunde ein mittelmäßiger Kopf, dabei aber ein neidischer und hämischer Geselle ist, der trotz und mit Hilfe seines treuherzigen Wesens in schlimmster Weise intriguiert, hetzt und denunziert, merkt der, dem dieser Typus noch nicht begegnet ist, zu seinem Schaden stets zu spät.

Früher war in dem mit Bädern so reich gesegneten Deutschland der Badearzt, der mit wichtiger Miene seine Nichtigkeiten herunterorakelte, ein komischer Typus. Es ist schon dreißig Jahre her, daß ein vielgelesenes Witzblatt die seitdem sehr bekannt gewordene Satire brachte: „Herr Doktor" (oder vielmehr Sanitätsrat, denn Sanitätsräte sind sie fast alle), „der Brunnen hat heute nicht die erwartete Wirkung gehabt." „Oh, trinken Sie ein Glas mehr." „Herr Sanitätsrat," klagt der nächste Patient, „der Brunnen hat zu stark gewirkt." „Oh, trinken Sie ein Glas weniger." Etwas mehr Kopfzerbrechen machen sich die Herren Badeärzte doch heutzutage und die Schilderung paßt nicht mehr. Heute sind die Badeärzte Diätetiker und Hygieniker geworden und viele sind ganz unter die Spezialisten gegangen. Aber sie dienen den Patienten nur kurze Zeit und gewissermaßen aushilfsweise, so daß auch dem Tüchtigsten das peinliche Gefühl, nicht ganz freiwillig, sondern faute de mieux genommen zu werden, nicht immer erspart bleibt. Daß sie auf die unübertroffene Wirkung, die Würde und Wichtigkeit gerade ihres Brunnens sozusagen eingeschworen und auch davon überzeugt sind, versteht sich von selbst, denn sonst würden sie ihn ja natürlich nicht gewählt haben. Eine hübsche Geschichte ist mir selbst einmal passiert. Ich weilte mehrere Wochen in einem altrenommierten Bade, das seinen Ruf hauptsächlich einem leichten Eisensäuerling von wahrhaft köstlichem Geschmacke und erfrischender Kühle verdankt. Nun pflegte ich des Nachmittags, wenn ich durstig und erhitzt von dem gewohnten Spaziergange zurückkam, unter den letzten Klängen der Badekapelle an der Brunnenpromenade einige Gläser

des köstlichen Wassers hintereinander herunter zu trinken. Leider erregte ich damit das Mißfallen meines lieben Freundes und Studiengenossen, des Herrn Sanitätsrates. „Weißt Du," sagte er verlegenen Tones zu mir, „wir thun so apart mit unserm Brunnen und verordnen ihn nur halbbecherweise, manchmal dazu noch gewärmt, und wenn nun die Damen sehen, daß Du ihn gläserweise hinabstürzest, verlieren sie den Respekt davor." Ich mußte dem Freunde recht geben und um dem Handwerk nicht zu schaden, fröhnte ich meiner Leidenschaft später nur noch im Geheimen.

Auch einen Badearzt wider Willen habe ich einstmals kennen gelernt. Es war ein biederer, tüchtiger Landarzt von dem rustikalen Typus, der jetzt auch mehr und mehr ausstirbt, und praktizierte vor etwa fünfzig Jahren im böhmischen Riesengebirge in Johannisbad, das um diese Zeit eben aus einem einsamen Gebirgsdörfchen zu einem besuchten Badeorte sich umzumodeln anfing. Nun war es dem alten Kollegen ein Grauen, daß auch vornehme Herrschaften hinkamen, die ihn als den damaligen einzigen medicus loci aufsuchten und deren erhöhten Anforderungen er weder in seinem Auftreten, noch mit seinen sonstigen bewährten Laxantien und Emeticis gerecht zu werden vermochte. Einstmals war denn auch ein hoher Beamter aus Breslau mit Familie und Dienerschaft angekommen und unserm lieben Doktor wurde die Kur der hysterischen Tochter anvertraut. Das war nun ein richtiges Kreuz für den Aermsten. Eines Tages, als er im Begriffe stand, sie zu besuchen, sieht er den alten Diener vor der Thüre stehen. „Nun, Friedrich, wie geht's denn heute oben?" „Ach, Herr Dukter," antwortet Friedrich in seiner schlesischen Mundart, „heute will's mit dem gnä'gen Frölen wieder emal gar nich geh'n." „Wissen Sie was," erwidert gleicherweise ganz erleichtert unser Badearzt wider Willen, „da will ich lieber gar nich erscht nufgeh'n."

Wie in England noch heute, so gab es auch früher bei uns eine Stufenleiter ärztlicher Würden und Befugnisse. Auf der obersten Sprosse thronte der Medicus, auch Medicus purus genannt. Ihm

war das Kurieren der inneren Krankheiten übertragen. Sie galten für schwieriger zu erkennen und zu behandeln und erforderten wegen ihrer Verborgenheit mehr Gelehrsamkeit und Judicium, als die äußerlichen Schäden und Gebresten, die man ja schon mit den Augen sehen und mit den Händen greifen kann. Damals war ein nach der Konstitution des Kranken und nach genauer Abwägung der Anzeige und Gegenanzeige aus dem Heilschatze der umfangreichen Materia medica sinnvoll komponiertes Rezept eine That, und, wenn auch nicht jedesmal so wirksam, doch in den Augen des echten Medicus purus von ungleich höherem inneren Werte, als die schönste Operation.

Auf der zweiten Stufe stand der Chirurg erster Klasse. Sein Gebiet war alles Aeußerliche, etwa das, was heute der chirurgische Spezialist treibt; innerer Praxis durfte er sich nur dort widmen, wo es keinen Medicus gab, also etwa in ganz kleinen Städten oder auf dem Lande. Doch wurde es damit nicht so genau genommen, und mancher Chirurgus hatte zum Verdruß des Herrn Physicus eine größere Praxis, als dieser selbst. Seine Ausbildung genoß er auf der Chirurgenschule; die Universität war ihm verschlossen, da er es in gelehrter Bildung nicht bis zum Abiturientenexamen gebracht hatte. Deswegen entbehrte er natürlich auch des schmückenden Doktortitels und wurde nur illoyaler Weise von einem verständnislosen Publikum damit beehrt. Häufig war der Chirurgus Militärarzt gewesen, hatte es aber dort nur bis zum Unteroffiziersrange gebracht, was seine soziale Stellung nicht gerade verbesserte. Damals in dieser guten alten Zeit galt der Militärarzt noch weniger als heute, denn wenn auch die Gepflogenheiten aus der Zeit Friedrich Wilhelms I., wo der Feldscher die Fuchtel bekam, wenn er einen der Potsdamer Riesengardisten hatte eingehen d. h. sterben lassen, allmählich milderen Anschauungen gewichen waren, so hatten die Militärärzte doch erst vom Bataillonsarzt, der unserm heutigen Stabsarzt entspricht, ab Offiziersrang und zwar selbstverständlich hinter dem jüngsten Leutnant.

Dann gab es noch den Wundarzt zweiter Klasse, der im Grunde aber nur eine Art Heildiener war. Er durfte schröpfen, Blutegel setzen und Klystiere geben, Zähne ziehen, Verrenkungen und Knochenbrüche einrichten. Auch der Aderlaß gehörte zu seiner Domäne, und wenn der behandelnde Medicus einen solchen verordnet hatte, was damals noch vorkam, so erschien der Herr Stadtchirurg mit Schnepper und sonstigem Zubehör gerüstet auf der Bühne und waltete seines Amtes. Denn eigenhändig zur Ader zu lassen, wenn er einen Chirurgen zur Hand hatte, wäre eines Doctoris medicinae durchaus unwürdig gewesen. Jedoch auch Geburtshilfe durfte er treiben, was wohl als Beweis dafür gelten kann, daß diese edle Kunst, die heutigen Tages samt der damit verbundenen Gynäkologie so viele vornehme Spezialisten beschäftigt, damals noch auf einer recht niedrigen Stufe der Wertschätzung gestanden hat.

In einigen deutschen Ländern, so auch in Bremen, war die Approbation zum Wundarzt zweiter Klasse an den Betrieb einer Barbierstube gebunden. Ich habe noch einen sehr beliebten alten bremischen Arzt gekannt, der seine Praxis in der Barbierstube angefangen hat.

Jetzt gehört dies alles längst zu den vergangenen Dingen. Die Wundärzte hat man auf den Aussterbeetat gesetzt und sie sind nun auch thatsächlich ausgestorben. Auch Medici puri gibt es nicht mehr, denn jeder, so verlangt es die Schablone, muß jetzt alles treiben und mit Ausnahme des Zahnarztes, der auch jetzt noch eine Sonderstellung behauptet, durch die gleichen Examensnöte gehen. Nur der schöne Titel: Praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, der dem angehenden Aeskulapjünger von der hohen Behörde als kostbarer Schatz mit auf die Lebensreise gegeben wird, erinnert noch an die ehemalige Trennung der Gewalten.

Dafür hat sich seitdem eine viel tiefere Scheidung, an die damals noch niemand dachte, vollzogen, nämlich in Vollärzte und Spezialisten. Letztere hat es zwar schon von jeher gegeben. Schon die

von Homer genannten Aerzte Machaon und Podaleirios, die mit den Griechen vor Troja zogen, zeigen die Trennung von innerer Medizin und Chirurgie. Der erstere verstand sich nur auf Wunden, während der zweite die Gabe von seinem Vater ererbt hatte, zu erkennen, was dem Auge nicht sichtbar war. Zur römischen Kaiserzeit waren griechische Augenärzte berühmt. Im Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein gab es Familien, in denen die Kunst des Steinschnittes, namentlich des jetzt noch fast ausschließlich geübten Seitensteinschnittes, erblich war, und die Geburtszange, dieses nützliche, jetzt unentbehrlich erscheinende Instrument, wurde noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts, ehe man an Patente und Patentschutz dachte, von Spezialisten der Lucina als Geheimnis gehütet.

Vor fünfzig Jahren gab es als Spezialisten eigentlich nur den Augenarzt, und auch damals galt die Augenheilkunde nur als ein Anhängsel der allgemeinen Chirurgie. Erst die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz und der großartige Aufschwung, den Wissenschaft und Praxis der Disziplin unter den Händen des genialen Gräfe nahm, vollzog die völlige Lostrennung. Gräfe hat unzählige Schüler ausgebildet, auf allen Universitäten wurden Lehrstühle errichtet und seitdem ist auch die Zahl der Augenärzte Legion geworden. Außer dem Augenarzte war es nur noch der Irrenarzt, der abseits vom Wege der großen Praxis seine Lehre als eine Art esoterischer Weisheit hütete.

Welche Menge neuer Spezialitäten ist seitdem nicht erstanden! Da gibt es Nervenärzte, Aerzte für Gemütsleiden, Ohren-, Nasen- und Kehlkopfärzte, Aerzte für die Brustorgane, für Magen- und Darmleiden, für Nieren- und Blasenleidende, für Haut- und Geschlechtskrankheiten, Frauenärzte und Kinderärzte. In Ohio hat sich kürzlich auch eine »American Association of Proctologists« gebildet, die den schönen Zweck einer eingehenderen chirurgischen Behandlung des Mastdarms vor Augen hat, da dieses Gebiet leider bisher bei den Aerzten und Chirurgen allzusehr in den Hintergrund getreten war. Es läßt

sich nicht verkennen, daß diese itio in partes mit einer gewissen Notwendigkeit erfolgt ist. Denn gerade in den letzten fünfzig Jahren hat die medizinische Wissenschaft einen solchen Riesenumfang angenommen, daß es keinen Arzt mehr, und wäre es der gelehrteste, gibt, der das ganze Gebiet wissenschaftlich vollkommen beherrschen kann. Schon um theoretisch und praktisch auf dem Niveau einer größeren Spezialität und vielleicht noch einer verwandten dazu zu bleiben, bedarf es fortwährender Anstrengung und rastlosen aufmerkenden Fleißes. Daraus kann man auch schon ermessen, welche schwere Anforderungen das über alle Disziplinen sich erstreckende Staatsexamen stellt. Kein Universitätsprofessor, und das sind doch die gelehrtesten Häupter, würde es, unvorbereitet davor gestellt, bestehen.

Uebrigens gilt das soeben Gesagte von der großen Ausbreitung des Spezialistentums als einer vergleichsweise modernen Erscheinung nicht unbedingt und keinesfalls für das hohe Altertum. Von der ägyptischen Medizin sagt schon Herodot: „Jeder Arzt wird auf das Studium und auf die Behandlung einer Krankheitsgruppe allein gedrillt, was darüber ist, ist vom Uebel. So gibt es denn auch eine Unzahl von Aerzten, die einen verstehen sich auf die Krankheiten des Auges, die zweiten auf Erkrankungen des Kopfes, die dritten auf Behandlung der Zähne, andere wieder sind Kenner der Darmaffektionen, die meisten aber sind Meister in jenen Krankheiten, deren Symptome unklar, unfaßbar und nicht kontrollierbar sind.“ (Wiener Medizinische Presse 1899.) Darnach scheint es, als sei damals, ebenso wie heute, ein durch Emporblühen des Spezialistentums gekennzeichneter Aufschwung der Medizin zu verzeichnen gewesen.

Nur auf den Wegen der Spezialforschung hat die Medizin ihre großen Fortschritte gemacht, und hierin liegt eine weitere Berechtigung des Spezialistentums. In der Praxis freilich fehlt es nicht an komischen Auswüchsen, und es erregt Heiterkeit, wenn sich in einer Stadt von nur mäßiger Einwohnerzahl zu den schon vorhandenen der so und so vielte Ohren-, Rachen- und Kehlkopfarzt niederläßt.

Man sagt, die Verkehrseinrichtungen schaffen den Verkehr, und so schafft auch hier häufig die gebotene Gelegenheit, sich kurieren zu lassen, die Kranken. Plötzlich ist alle Welt rachenkrank geworden und namentlich Kinder werden massenhaft zum Operationstisch gebracht. Dann findet man im geschlossenen Bekanntenkreise kaum ein Kind, dem nicht die Rachenmandel, die Gott eigens zum Operieren geschaffen zu haben scheint, entfernt worden wäre. Oder ein neuer Frauenarzt erscheint auf der Bühne, und alsbald fühlen eine Menge Frauen, die sonst nicht daran gedacht hätten, das dringende Bedürfnis, sich einmal gründlich untersuchen zu lassen.

Dem Spezialisten traut das Publikum in seinem Fache vor dem gewöhnlichen Praktiker größere Erfahrung und Geschicklichkeit zu, und auch mit Recht. Nur muß man den echten Spezialisten vom falschen unterscheiden, die es auch gibt. Früher noch mehr als jetzt war es Sitte, daß sich junge Anfänger in Annoncen und auf ihrem Hausschilde als Spezialisten in diesem oder jenem Fache bezeichneten, ohne doch ihre Berechtigung dazu durch den Nachweis besonderer Studien und Erfahrungen bringen zu können. Es war ein beliebter und bequemer, wenn auch meist unwirksamer Versuch des Patientenfanges, den man wohl als harmlos belächelte. Inzwischen hat sich bekanntlich die Moral verfeinert und verurteilt solche Dinge als nicht standesgemäß. Man ist sogar soweit gegangen, die Berechtigung, sich Spezialist zu nennen, von einer besonderen Prüfung abhängig machen zu wollen, — als wenn unsere examenfrohe Zeit uns nicht schon Prüfungen genug auferlegte!

Mehr Erfahrung und Geschicklichkeit in seinem Fache als der gewöhnliche Praktiker besitzt also ohne Zweifel der Spezialist. Dafür droht ihm die Gefahr, einseitig zu werden und den Zusammenhang mit der gesamten Medizin zu verlieren, die Gefahr handwerksmäßiger Routine. Deswegen hat vor dem Organspezialisten der Nervenarzt viel voraus, weil er es nicht bloß mit einem einzelnen Teile, sondern stets mit dem ganzen Menschen, der lebendigen Persönlichkeit selbst,

zu thun hat. Die Mischung habe ich immer als die richtigste befunden, wo ein nicht von vornherein zum Spezialisten gedrillter, sondern allseitig ausgebildeter und allseitig sich beschäftigender Arzt durch jahrelanges Studium und Erfahrungen in einem besonderen Fache sich allmählich und ganz von selbst zum Spezialisten ausgebildet hat. Hier gilt das hübsche Wort Herbarts: „Alle müssen Liebhaber für alles, jeder muß Virtuose in einem Fache sein."

Außer dieser Trennung des modernen Arztes in Vollarzt und Spezialisten gibt es aber auch noch Scheidungen nach Heilmethoden, und zwar sind diese älter als jene. Seit dem großen Schisma im Anfange dieses Jahrhunderts, wo die Homöopathie von der orthodoxen Medizin abfiel und die Aerzteschaft lange in zwei sich grimmig befehdende Lager teilte, sind noch viele andere Heilspezialitäten aufgekommen. Da gibt es Aerzte, die ohne Medizin kurieren und sich, da sie mit den pfuschenden Naturdoktoren nicht verwechselt sein wollen, vornehm Physiater nennen, da gibt es Wasserheilkundige, Elektrotherapeuten, Masseure, Hypnotiseure. Alle diese betreiben ausschließlich ihre eigene Heilmethode und kurieren nichts anderes, als was sich eben damit kurieren läßt, wobei sie allerdings die Heilanzeige möglichst weit auszudehnen suchen.

Unter diesen Verhältnissen hat die Stellung des gewöhnlichen praktischen Arztes, des Vollarztes, wie man ihn im Gegensatz zum Spezialisten wohl nennen kann, sehr gelitten. Wenigstens in den großen Städten ist er von dem Spezialisten tief in den Schatten gestellt worden, und es ist ein bitteres, aber nicht unwahres Wort, daß der Arzt der Großstadt häufig nur den Hauskommissionär für die verschiedenen Spezialisten darstellt. Zum großen Teil ist er selbst an diesem Niedergange schuld Er hat es sich zu leicht gemacht, sich zu rasch der eigenen Verantwortlichkeit entwöhnt und beim Spezialisten in Fällen, wo er sich ganz gut allein helfen konnte, unnötigerweise Rat gesucht. Denn man darf nicht vergessen, daß von allen Fällen, die in spezialistische Hände geraten, mindestens neun Zehntel eigentlicher

spezialistischer Behandlung nicht bedürfen, sondern ganz gut von dem Hausarzte behandelt werden können. So eifersüchtig der Hausarzt auf seinesgleichen ist, wenn er ihm als Konsulent gesetzt wird, so bereitwillig ergibt er sich dem Spezialisten.

Den Spezialisten habe auch ich immer sehr hoch gehalten, hatte ich doch schon in der Jugend an meinen Lehrern Middeldorpf und Förster, der eine Chirurg, der andere Augenarzt, leuchtende Beispiele vor Augen, und später bin ich durch Beruf, Studium und Erfahrungen selbst ein Spezialist in meinem Fache geworden. Aber die Palme reiche ich doch dem sogenannten praktischen Arzte, dem Vollarzte. Denn in ihm, vorausgesetzt natürlich, daß er auf der Höhe steht, verkörpert sich nicht bloß die Universalität unserer Wissenschaft, sondern auch die ethische Kraft unseres Berufes am deutlichsten. Ich kenne solche Praktiker, die universell gebildet, in allen Fächern zu Hause, jeder Aufgabe gerecht werdend, Tag und Nacht jeder eigenen Bequemlichkeit spottend, unermüdlich und unverdrossen auf dem Posten stehen — wahre Helfer und Berater, hochgeachtet und verehrt als eine Art von Hausgenius. Sie sind keine Berühmtheiten, keine Celebritäten, die Welt ist nicht voll von ihrem Ruhme. Fast könnte man auf sie die Worte indischer Weisheit aus dem Smriti anwenden:

„Wen niemand kennt als hoch-, noch tiefgeboren,
Niemand als hochgelahrt und ungelahrt,
Niemand als bösen Wandels, guten Wandels,
Der ist ein Brahmana von rechter Art.

Verborg'ner Pflichterfüllung ganz ergeben,
In Unbekanntheit bringt er hin sein Leben,
Als wär' er blind und taub und ohne Sinn,
So ziehet durch die Welt der Weise hin."

Ich kenne solche Brahmanas von rechter Art.

Ughetti spricht in seinem Buche auch von dem philosophischen Arzte, dem Arzte, der, wie ich es bezeichnen möchte, alles verzeiht, weil er alles versteht. Es gibt aber noch einen anderen Typus des

Arzt-Philosophen, das ist der, der fortwährend in die Tiefe der Probleme taucht. Man kann ja die ganze Menschheit einteilen in philosophische und nichtphilosophische Köpfe. Die allergrößte Mehrzahl — es sind die Nichtphilosophen — finden alles höchst natürlich und selbstverständlich, sie sehen kein Problem und kennen deshalb keines. Dazwischen aber wandeln Menschen umher mit erstaunter Miene und fragendem Blicke, die philosophischen Naturen, die bei allem nach dem Warum? und dem Was weiter? forschen. Ihnen kommt nichts natürlich vor, ihnen ist alles Problem und Teil des großen Welträtsels. So ist es auch bei den Aerzten. Es gibt deren genug, die in ihrer Kunst und erlernten Wissenschaft sehr tüchtig sind, die sich aber mit weiteren Sorgen nicht quälen. Haben sie ihre Diagnose nach bestem Wissen und Gewissen fertig, haben sie das Erforderliche verordnet, so kümmert sie das Uebrige nicht weiter. Sie empfinden ja Mitleid mit ihren Kranken, so weit die Umstände für solche Gefühlsemotionen günstig sind, sonst aber sind sie guter Dinge und gehen ruhig ihrer Wege, denn das Ihre haben sie ja gethan. Ganz anders beim Arzte, der die philosophische Ader hat. Er beruhigt sich mit nichts, überall sieht er Probleme und ungelöste Fragen, überall möchte er tiefer dringen, die Diagnose mit dem Krankheitsnamen genügt ihm nicht, das innere Wesen des Vorganges möchte er ergründen, seinen Heilplan unterwirft er, obgleich er sich persönlich durchaus nicht mißtraut, unablässig neuen Prüfungen und Kritiken. Ganz unzweifelhaft ist der zuerst geschilderte Arzt glücklicher in seiner Unbefangenheit, während von dem Problematiker das Wort der Betty Paoli gilt:

„Es weiß nicht allein die Leidenschaft
Des Schmerzes Glut zu entfachen,
Das stille Denken hat gleiche Kraft,
Uns gründlich elend zu machen.“

Zu bedauern ist jeder Arzt, der als Wissender dem unheilbaren Leiden eines vielgeliebten Angehörigen, eines Sohnes oder einer

Tochter, beiwohnt; doppelt zu bedauern, wenn er nicht bloß weiß, sondern auch noch sucht und sich mit Problemen umherschlägt. In einer seiner berühmten Novellen erzählt uns Konrad Ferdinand Meyer von einem italienischen Städtetyrannen des Mittelalters, der die Quadrigesima erfunden hat. Es war eine vierzigtägige Marter und bestand darin, daß dem Verurteilten alle Tage ein Glied abgehackt, ausgerissen oder verbrannt wurde, und das war mit solchem Raffinement ausgerechnet, daß gerade am vierzigsten Tage mit dem letzten Gliede auch der letzte Atemhauch entfloh. O schreckliche Quadrigesima, dabei zu stehen und zu sehen, wie ein Glied nach dem andern fällt, wie in hoffnungsloser Qual sich der Unglückliche windet! O schrecklich, dabei zu stehen und voraus zu wissen, wie alles kommen wird, mit unheimlicher Sicherheit den Tag, ja die Stunde fast herannahen zu sehen, wo der letzte Schlag fällt.

Immisericors sit — wie tief, wie tief ist das Wort gedacht!

Zweiter Abschnitt.

Von der wilden Medizin.

Wie neben der Kirche die Ketzer, so haben auch von jeher neben dem Aeskulaptempel die Kurpfuscher gewohnt. Weiter soll jedoch der Vergleich nicht gehen. Denn während Ketzerei häufig ein Zeichen von Geistesfreiheit war und die menschliche Entwickelung gefördert hat, überdies, auch wo sie irrte, stets ehrlich gemeint war, ist Kurpfuscherei von seiten der Pfuscher meist Betrug und von seiten des Publikums atavistischer Rückschlag in vorsintflutliche Zeiten. Ich sage „meist", denn nicht immer ist es Betrug, und es kommt in der That vor, daß Pfuscher unentgeltlich kurieren und von keinem Zweifel an der Heilwirkung ihrer Mittel angekränkelt sind. Die Pastorenfrau auf dem Lande, die zum Aerger des Medicus loci, aber natürlich zum Segen diphtheriekranker Kinder, aus ihrer homöopathischen Hausapotheke spendet, glaubt allen Ernstes, ein gutes Werk zu verrichten. Auch wenn das Kind stirbt, beschleicht sie nicht der Schatten eines Selbstvorwurfes, daß es wohl hätte gerettet werden können, wenn der Arzt rechtzeitig gerufen worden wäre. Es war eben Gottes Wille, was die Türken Kismet nennen. Manche Familien befinden sich im Besitze altererbter Geheimmittel, z. B. der Elsternasche gegen Epilepsie. Meine gute Mutter, die auch eine Pastorenfrau war, besaß solch ein altererbtes Rezept von einer wunderkräftigen Heilsalbe, die weit und breit unter dem Namen Superintendentensalbe bekannt

war und die ihr, da sie sie selbst bereitete und umsonst weggab, viel Geld gekostet hat. Auch nachdem sie dem Drängen des in seinem verbrieften Recht gekränkten Apothekers endlich nachgebend diesem das ganze bisher pietätvoll behütete Geheimnis preisgegeben hatte, wurde es nicht besser. Denn wenn die Salbe nicht aus den Händen der Frau Superintendentin selbst kam, verlor sie ihre heilende Kraft. Es war aber auch wirklich eine sehr gute Salbe und meine selige Mutter außerdem durch Wort und Blick eine rechte Segenspenderin.

Es ist ja ein so schöner Zug der menschlichen Natur, helfen zu wollen, und zum Glück für die leidende Menschheit traut es sich auch fast jeder zu, gelegentlich einmal den Arzt zu spielen und einen, natürlich sachverständigen, von tiefer Erfahrung eingegebenen Rat zu erteilen. Bekannt ist ja die Anekdote von dem Herrn, der, um eine Wette zu gewinnen, eines Tages, obgleich ganz gesund, mit verbundenem Gesicht am Stammtisch erscheint und nun von jedem der allmählich ankommenden Gäste einen gut gemeinten, selbstverständlich jedesmal aber anders lautenden Rat erhält. Weiß man kein Mittel zu empfehlen, so empfiehlt man wenigstens einen bestimmten Arzt: „Gehen Sie zu Dr. Müller, der versteht sich sehr gut auf die Leber, denn offenbar ist Ihre Krankheit ein Leberleiden.“ „Wählen Sie jedenfalls Dr. Schulze. Meine Cousine, die eine Freundin der Schwester seiner Schwiegermutter ist, sagt, es gebe gar keinen sorgsameren Arzt gerade bei Leiden, wie das Ihrige ist.“ „Sie werden doch nicht zu Dr. Hoffmann gehen, der ist ja nicht gläubig und soll neulich im Klub sogar gesagt haben, Juden seien so gut Menschen, wie wir. Nein, schicken Sie zu Dr. Stobwasser, der gehört zu den Positiven und bringt Ihnen Segen ins Haus.“

Zu den von ihrer Kunst überzeugten, sozusagen ehrlichen Pfuschern gehörten früher auch die Scharfrichter. Sie verstanden nicht bloß, wie es ihr schöner Beruf erforderte, Glieder auszurenken, sondern auch einzurichten, und hatten außerdem allerhand grausige Heil- und Zaubermittel gegen Epilepsie, St. Veitstanz, reißende Gicht, Blutfluß

und dergleichen zur Verfügung. Auch anderen, minder löblichen Zwecken diente ihre Kunst und Wissenschaft. So verabfolgten sie z. B. das Fett ungeborener Kinder, dem die Kraft, unsichtbar zu machen, innewohnte. Ich vermute aber, die Herkunft desselben wird keine andere gewesen sein, als die des berühmten Mückenfettes, das bekanntlich noch heute in unsern Apotheken zu haben ist. Von den wenigen jetzt noch existierenden Scharfrichtern rede ich natürlich nicht. Es sind höchst ehrenwerte moderne Menschen in Frack und Cylinder und haben von der alten Rabensteinromantik keine Spur mehr an sich. Auch ist ihr Geschäft jetzt sehr einförmig geworden, indem sie, wenigstens in Deutschland, nur noch zu köpfen brauchen, was, namentlich wenn es mit der Maschine geschieht, nicht mehr so viel Kunstfertigkeit erfordert, als die vielfachen Rechtsprozeduren der guten alten Zeit, als da waren Folter im ordentlichen und außerordentlichen Grade, Rädern, Eingeweideausreißen, Brennen und Zwicken mit glühenden Zangen, Lebendigbegraben und Ertränken, des harmlosen Stäupens und Prangerstellens des Malefikanten gar nicht zu gedenken.

Das Geschäft ist früher recht schwunghaft gegangen. Namentlich wurde in Hexenverbrennungen viel geleistet. Sagt man doch, daß allein im Kurfürstentum Trier innerhalb einiger Jahre nicht weniger als 6000 Hexen und Zauberer verbrannt worden sind, und der berühmte Kriminalist Carpzov, der gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Leipzig als Wohlthäter der Menschheit wirkte, rühmt sich selbst, über 30000 Todesurteile verhängt zu haben. Da darf es uns nicht wundern, wenn das Geschäft Geld einbrachte und Scharfrichterposten begehrte Posten waren. Dafür waren sie aber keine Ehre. Einen redenden Beweis findet man in der alten Folterkammer zu Regensburg. Das ist keine bloße Raritätenkammer, wo man von allen Orten her die Scheußlichkeiten früherer Strafjustiz zusammengetragen findet, sondern noch die rechte Schreckenskammer, ganz so mit allen Requisiten erhalten, wie dazumal. Da ist Alles echt und natürlich, da glaubt man noch den finsteren Richter hinter dem eisernen

Gitter sitzen zu sehen, da scheinen die letzten Schmerzensrufe soeben erst an den öden Mauern verhallt zu sein. Da sieht man auch, und das ist der heitere Kontrast davon, eine kleine, zweisitzige, rot angestrichene Bank stehen, die jedoch nur an ihrer einen Hälfte eine Rücklehne hat. Auf unsere Frage wird uns bedeutet, hier hätten Wundarzt und Scharfrichter gesessen, wenn einmal Pause gemacht worden wäre, vielleicht wenn gerade protokolliert wurde oder auch wenn, was zu den damaligen Gepflogenheiten gehörte, der Richter, den Gefolterten auf der Leiter hängen lassend, zum Frühschoppen gegangen war. Hier also saßen Wundarzt und Scharfrichter einträchtiglich beisammen, aber ersterer, da er ehrlich war, auf der Hälfte mit Rücklehne, letzterer, zum Zeichen der Unehrlichkeit seines Berufes, auf der Hälfte ohne solche. Diese dem Arzte so freundliche Denkweise hat sich, wie es scheint, auch traditionell erhalten. Denn ich glaube, trotzdem es ihm massenhaft zuläuft, hält auch heute das Publikum den Kurpfuscher im Grunde nicht für ganz ehrlich

Gläubige Adepten ihrer Kunst waren und sind großenteils wohl noch die Schäfer und die klugen Frauen, die sich mit Streichen und Besprechen abgeben. In meiner schlesischen Heimat spielte früher, und es wird wohl jetzt noch so sein, der Schäfer unter der Landbevölkerung eine große Rolle, namentlich in der Behandlung äußerer Schäden. Ja, auch die Behörde respektierte ihn und verlieh ihm unter Umständen sogar die Berechtigung zur Praxis. Er durfte ziehen, streichen, pflastern, einrenken und Knochenbrüche behandeln. Für die weit zurückliegende Zeit, von der ich spreche, wo es noch keine Eisenbahnen und wenig Landärzte gab, war diese Maßregel auch verständig und vorsorglich. Als ich noch in Schlesien praktizierte, genoß der Zirlauer Schäfer, auf den die Praxis sich schon von seiner Urväter Zeiten vererbt hatte, großen Ruf. Leider rechtfertigte der renkekundige Schäfer das Vertrauen nicht überall. Ich erinnere mich noch eines Falles, der unsern in solchen Dingen sonst sehr vorurteilsfreien und nachsichtigen Chef, den berühmten Chirurgen Middeldorpf,

in hellen Zorn versetzte, wo der Schäfer einen verrenkten Oberarm, statt ihn sofort einzurichten, mehrere Wochen lang unter einer festen Pflasterdecke begraben hatte.

Aber auch von glücklichen und Aufsehen erregenden Kuren wußte Fama zu berichten. So sprach man lange von zwei Glanzkuren, die der Zirlauer Schäfer einmal an König Friedrich Wilhelm III. und früher schon einmal an seiner Gemahlin, ich weiß aber nicht, ob es die Königin Luise oder die Fürstin von Liegnitz gewesen ist, gemacht hatte. Die hohe Frau hatte ein sogenanntes Ueberbein am Handgelenk und die Haus- und Hofchirurgen hatten schon lange das Schreckgespenst einer Operation heraufbeschworen. Da wird bei einer Reise nach Schlesien der Zirlauer Schäfer konsultiert. „Gäben Sie Ihr Patschel ok mal her,“ sagt er in seinem schlesischen Platt, ergreift die Hand, drückt mit dem breiten Daumen auf die Geschwulst und mit einem leisen Knacken verschwindet sie auf Nimmerwiederkehr.

Noch viel drastischer ist die andere Geschichte. Der König hatte den Unterschenkel gebrochen, aber, o Malheur, nachdem einige Wochen später die Herren Leibärzte, der berühmte Rust an der Spitze, das Bein aus den Schienen befreien, ist es ganz schief geheilt, so schief, daß es überhaupt unbrauchbar war. Große Ratlosigkeit — das Einzige war, das Bein noch einmal zu brechen und dann, womöglich richtig, zu heilen. Aber welches Wagnis, so etwas dem hohen Kranken vorzuschlagen! Und selbst wenn die Einwilligung erfolgte, würde es das zweite Mal besser gehen? Kurz, schließlich wurde per Estafette der Zirlauer Schäfer herangeholt. Er kommt, sieht, läßt das Bein mit der Ferse hohl auf einen Stuhl legen, und ohne ein Wort zu sagen, setzt er sich nun fest und rasch mit seinem derben Hinterteil darauf, — knacks, das Bein ist wieder gebrochen. „So, Herr Keenig, nu wer'n mer das Been schon wieder g'rade kriegen.“ Was denn auch geschehen ist. Zum Glück ist man jetzt doch ein Stück weiter gekommen, als zur Zeit der Medici puri und der Chirurgen erster und zweiter Klasse. Durch Schuld des Arztes wird wohl heute kaum

noch ein Bein schief geheilt und kein König ist mehr auf das hilfreiche Sitzfleisch eines kunstverständigen Schäfers angewiesen.

Es gibt auch ehrliche Pfuscher, die sich nicht aus Gewinnsucht, sondern weil sie von der Unfehlbarkeit ihrer Heilmethoden und ihrem Besserwissen wirklich überzeugt sind, mit diesem Geschäfte befassen. Besitzen sie dazu die durch keine Sachkenntnis gehemmte Kühnheit und ein Selbstvertrauen, das keine Probleme kennt, wissen sie ihrer Meinung überzeugenden Ausdruck zu geben, zeichnet sich ferner ihre Methode durch irgend eine Absonderlichkeit aus, und gehören sie überdies noch etwa dem geistlichen Stande an, so erhält ihre Persönlichkeit leicht etwas Apostolisches. Sind sie aber erst soweit, dann ist der Zulauf gewöhnlich ungeheuer groß und sie werden als Weltbeglücker so lange gepriesen, bis ein noch dreisterer Schwindel der Sache ein Ende macht. Der gefährlichste Konkurrent Kneipps war kein Arzt, sondern der Schäfer Ast.

Einer besonderen schon früher sehr verbreiteten Abart begegnen wir, wo nicht Kurpfuscherei an einzelnen Patienten getrieben, sondern Universalheilmittel ganz unpersönlich angepriesen werden, ein glänzendes Geschäft, mit dem schon Millionen verdient worden sind. Auch hier liegt bei weitem nicht immer ein beabsichtigter Betrug vor, sondern die Erfinder meinen es ehrlich und halten sich selbst für Wohlthäter der Menschheit. So war es mit Daubitzs Magenliqueur, mit Hoffs Malzextrakt und Jakobis Königstrank, die sämtlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren blühten. Solche Erfinder sind oft originelle Käuze, die auch in anderer Beziehung gern als Weltverbesserer auftreten. So machte Jakobi nicht bloß für seinen Königstrank, sondern auch für eine von ihm erfundene Orthographie Reklame. Manche dieser Universalheilmittel, und das erklärt zum Teil ihren Absatz, sind übrigens wirklich, wenigstens für einiges, gut oder kommen sogar, wie die berühmten Schweizerpillen, mitunter einem tiefgefühlten Bedürfnis entgegen.

Die große Mehrzahl der Kurpfuscher aber, dies ist auch meine Ueberzeugung, besteht aus bewußten Betrügern. Das Geschäft ist

sehr einträglich, wie das enorme Wachstum der Pfuscherei beweist. Im Königreich Sachsen (Aerztliches Vereinsblatt 1899, Nr. 395) kamen im Jahre 1898 auf 1835 Aerzte 785, also fast die Hälfte, Kurpfuscher; ihre Zahl war in einem Jahre um vierzig gewachsen, und in sechs Medizinalbezirken gab es deren mehr als Aerzte. Darunter übten 69 Heilkunde im gesamten Umfange, 209 sogenannte Naturheilkunde, 192 Magnetismus und Sympathie, 93 Homöopathie, 65 Massage, 79 Zahnheilkunde, 17 Bandwurmkuren, 6 Baunscheidtismus (ein Schwindel, der vor vierzig Jahren sehr blühte, jetzt aber abgebraucht und im Erlöschen ist), 13 niedere Chirurgie, 7 Einrenken von Brüchen, 9 Kräuterkuren (ebenfalls nicht mehr modern), 1 Pflasterei, 1 Hühneraugenoperationen, 1 Diphtheriekuren, 4 Behandlung äußerer Krankheiten, 2 Behandlung von Augenkrankheiten, 1 Behandlung von Hund- und Schlangenbissen, 8 Behandlung von Frauenkrankheiten.

Das Königreich Sachsen ist zwar das gelobte Land der Kurpfuscher, aber viel besser ist es anderwärts auch nicht. Namentlich die Reichshauptstadt ist voll davon, — natürlich, weil sich in den großen Rendezvous der Welt- und Millionenstädte alles Große und Niedrige, alles Schöne und Schmutzige, alle Weisheit und Thorheit zusammenfindet. So schlimm ist es übrigens in Deutschland noch lange nicht, als in Amerika, wo kürzlich ein sich großen Zulaufes erfreuender Pfuscher die Leiche einer von ihm operierten Negerin, um sich Weitläufigkeiten zu ersparen, im Kochkessel verborgen hat.

Daß der ehrenwerte Stand der staatlich approbierten Aerzte die wilde Medizin wie die Todsünde haßt, ist natürlich und auch nicht weiter übelzunehmen. Man mag noch so höhnisch über Konkurrenzneid die Nase rümpfen, noch so eifrig stolze Gelassenheit, zu deren Niveau dergleichen Niedrigkeiten nicht hinaufreichen, predigen, — unbestritten bleibt es trotzdem, daß doch auch der Arzt sozusagen Mensch ist, mit menschlichen Bedürfnissen behaftet, und daß er ein Recht zu leben hat. Die Möglichkeit dazu wird ihm aber nicht bloß durch die

wachsende Konkurrenz im eigenen Lager, sondern nicht zum wenigsten auch durch das Ueberwuchern des durch keine Prohibitivgesetze mehr gehinderten Pfuscherwesens genommen. Dazu kommt, wenigstens bei denen, die direkt unter dieser Konkurrenz zu leiden haben, ein schmerzliches Gefühl persönlicher Entwürdigung, sich sagen und gelegentlich auch anhören zu müssen, daß man mit seinen Kenntnissen, seiner Erfahrung, seiner Bildung nicht höher, ja im Grunde niedriger bewertet wird, als der pfuschende Prälat oder Badediener. Es gibt immer Leute, die es für verträglich mit Zartgefühl und guter Sitte betrachten, in Gegenwart des Arztes einen Pfuscher zu rühmen, und nicht jeder Arzt besitzt Geistesgegenwart genug, den frechen Schwätzer oder die zudringliche Närrin mit Grazie abzuführen. Auch daß sich der offenbare Betrug so spreizt und auf der Straße breit macht, widert an, die schamlose und lächerliche Reklame in öffentlichen Blättern, die allenthalben getrieben wird, eine Reklame, die übrigens, was gerechter Weise nicht verschwiegen werden soll, viel weniger von den Pfuschern selbst, als von ihren begeisterten Bewunderern und von Leuten, die selbst daran verdienen wollen, ausgeht. Denn mit Pfuschern ist es ähnlich wie mit Büchern — ihren Erfolg verdanken sie nicht der gedruckten, sondern der Anpreisung von Mund zu Ohr.

Pfuscher hat es von jeher gegeben. Schon ein alter Vers sagt:

> Fingit se medicum quivis idiota profanus,
> Judaeus, monachus, histrio, tonsor, anus.

In freier Uebersetzung etwa:

> Jedweder Dummkopf bildet sich ein,
> Nichts leichter sei es, als Arzt zu sein, —
> Der Jude, der Gaukler, der Mönch und Barbier,
> Das alte Weib selbst fehlt nicht hier.

Aus allen Ständen rekrutieren sie sich, wenn sich auch die Zeiten dahin geändert haben, daß es nicht gerade Juden und Schauspieler sind, die sich dem Pfuschen ergeben. Aber bezüglich der Geistlichen und alten Weiber behält der Vers noch heute recht.

Im Simplicissimus lesen wir, wie der Titelheld, von allen Hilfsmitteln entblößt, sich resolvierte, ein Arzt, das heißt ein „landfahrender Storger und Leutbetrüger“ zu werden. (4. B. S. 2.) Er erzählt:

„Ich kaufte mir die Materialien zu dem Theriaca Diatessaron (Latwerge gegen Vergiftungen) und richtete mir denselben zu; alsdann machte ich aus Kräutern, Wurzeln, Butter und etlichen Olitäten eine grüne Salbe zu allerhand Wunden, damit man auch wohl ein gedrückt Pferd hätte heilen können; item aus Galmai, Kieselsteinen, Krebsaugen, Schmirgel und Trippel (ein Mineral, zum Putzen und Polieren gebraucht) ein Pulver, weiße Zähn damit zu machen; ferner ein blau Wasser aus Lauge, Kupfer, Sal armoriacum (Ammoniaksalz) und Camphor vor den Scharbock, Mundfäule, Zähn- und Augenweh, bekam auch ein Haufen blecherne und hölzerne Büchslein. Papier und Gläslein, meine Ware damit zu schmieren, und damit es auch ein Ansehen haben möchte, ließ ich mir einen französischen Zettel concipieren und drucken, darinnen man sehen konnte, wozu ein und anders gut war.“

Wir sehen zugleich hieraus, daß die damalige Quacksalberei noch fest auf dem mütterlichen Boden des offizinellen Heilmittelschatzes stand und noch nicht durch Genialität imponieren wollte.

Pfuscher hat es von jeher gegeben, aber daß sie jetzt so offen auf den Markt treten, daran haben die Aerzte zum großen Teil selbst schuld. Vor dreißig Jahren konnten sie es gar nicht eilig genug haben, ihre immerhin noch privilegierte Stellung zu opfern, unter die Gewerbeordnung zu kommen und das Kurpfuschen frei zu geben. Da wurde die Aufhebung des oft zitierten § 204 des preußischen Strafgesetzbuches, wonach der Arzt, der nicht auf den ersten Ruf Hilfe leistet, mit Strafe bedroht wurde, als ein schönes Kompensationsobjekt hingestellt. Wie entwürdigend, hieß es, sei nicht dieser Paragraph! — Jeder vielleicht chikanösen Forderung folgen zu müssen, wie aufreibend unter Umständen und wie gefährlich! — Forschte man dann bei den einzelnen Aerzten nach Erfahrungen in diesem Punkte, so wußte

niemand etwas anzugeben. Und die Konkurrenz? Wie könne der Arzt, hieß es wieder, mit seinem tiefen Wissen und seiner gesellschaftlichen Bildung die Konkurrenz von einigen ungebildeten Schäfern und stumpfsinnigen Kräuterweibern fürchten! Das müsse uns schon unser Stolz verbieten. Leider hat man sich gründlich verrechnet, obgleich z. B. die Erfolge des schon vor Erlaß der Gewerbeordnung wirkenden und von allerhöchsten Personen protegierten Schusters Lampe in Goslar hätten warnen können. Es ist aber ganz anders gekommen, was ja nach Wilhelm Busch bekanntlich stets der Fall ist.

Jetzt ruft man mit demselben Ungestüm nach Staatsschutz. Man ist empört darüber, daß Krankenkassenvorstände und Aufsichtsbehörden den im Gesetz gebrauchten Ausdruck „Arzt" verallgemeinern und darunter auch den naturheilkundigen Pfuscher verstehen, übersieht aber ganz, daß man selbst durch unkluges Verhalten dazu beigetragen hat. Nun verlangt man, daß der Kurpfuscherei wieder durch Verbote zu Leibe gegangen werde. Ob es helfen wird? Zunächst ist vom Reichstage nicht viel zu hoffen, denn er kann, auch wenn man den von Kurpfuschern zugefügten Schaden noch so hoch summiert und wenn man auch ferner die Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten, die dem Arzte obliegt, die aber der Kurpfuscher wegen mangelnder Qualifikation nicht erfüllen kann, noch so sehr als Motiv in den Vordergrund schiebt, kaum von einem öffentlichen Interesse reden. Dem Publikum ist die Sache ziemlich gleichgültig, denn es liegt ihm nichts daran, vom Arzte und sei es der gelehrteste, geschickteste und angenehmste Mann der Welt, behandelt zu werden — es will geheilt werden und zwar so rasch als möglich, gleichgültig von wem.

Aber selbst wenn ein gesetzliches Verbot erginge — die Kurpfuscherei würde darum doch nicht aufhören, denn sie ist zu tief mit der menschlichen Natur vermacht und hängt zu fest mit uraltem atavistischen Aberglauben zusammen. Auch hier folgt das Angebot der Nachfrage.

Das Eingeständnis, daß wir heute nach viertausend Jahren eigentlich noch immer im alten chaldäischen Dämonenglauben stecken,

ist einigermaßen beschämend. In der That finden wir ihn nicht bloß im Dogmenschatze der herrschenden Religionen, sondern auch in Volksanschauungen und Gewohnheiten, vor allem in der Volksmedizin wieder. Die Religion der Chaldäer war Geisterlehre. Von den Geistern hängt Alles ab, wird Alles geleitet, alles Gute und Böse bewirkt. Sie beherrschen die ganze Natur und verursachen natürlich auch alle möglichen Krankheiten. Jeder Körperteil hat sozusagen seinen eigenen bösen Dämon. In einem im britischen Museum aufbewahrten, aus den Ruinen Ninives ausgegrabenen, in Thonziegel geritzten magischen Werke finden wir den Vers: „Gegen den Kopf des Menschen richtet seine Macht der fluchwürdige Idpa, gegen das Leben des Menschen der grausame Namtar, gegen den Hals des Menschen der schändliche Utug, gegen die Brust des Menschen der verderbenbringende Alal, gegen die Eingeweide des Menschen der böse Gigim, gegen die Hand des Menschen der schreckliche Telal.“ (Siehe Lehmann, Aberglaube und Zauberei. Deutsch von Dr. Petersen. Stuttgart, Ferd. Enke, 1898.)

Gegen die bösen Dämonen werden nun die guten Götter durch Beschwörungen aufgeboten. Deshalb war die ärztliche Kunst vorzugsweise Beschwörungskunst. „Komm her,“ heißt es a. a. O., „mein Marduk (Marduk war der Stadtgott und Schutzgeist Babylons). Nimm einen Eimer, schöpfe Wasser von der Spiegelfläche des Flusses, teile diesem Wasser Deine hohe Zauberkraft mit, verleihe ihm durch Deinen Zauber den Glanz der Reinheit. Benetze mit ihm den Mann, den Sohn seines Gottes, umhülle sein Haupt, daß der Irrsinn vergehe! Daß die Krankheit seines Hauptes sich auflöse, wie flüchtiger Nachtregen!“ Also Beschwörung und Kaltwasserbehandlung im trauten Verein.

Oder folgende Stelle: „Nimm das Fell eines weiblichen Kamels, das sich nie begattete. Die Zauberin stelle sich zur Rechten, auch treffe sie ihre Vorrichtungen zur Linken des Kranken, zerteile dieses Fell in zweimal sieben Stücke und teile ihnen den Zauber mit, der

da kommt von Eridhu, der Stätte, wo Ea verehrt wird. Umhülle das Haupt des Kranken, umhülle den Hals des Kranken, umhülle den Sitz seines Lebens, umhülle seine Hände und Füße. Lasse ihn sich niedersetzen auf seinem Lager und benetze ihn mit den bezauberten Wassern. Daß die Krankheit seines Hauptes in den Himmelsraum entführt werde, gleich einem reißenden Sturmwind! Daß sie von der Erde verschlungen werde, wie die zeitweise übertretenden Wasser! Daß Eas Vorschrift ihn heile! Daß Davkiva ihn heile! Daß Marduk, des Ozeans Erstgeborener, dem Bilde die heilsame Kraft leihe!"

Man fertigte auch Bilder der bösen Dämonen an und legte sie auf den kranken Teil, indem man der Meinung war, der Dämon müsse nun, ob seiner eigenen Scheußlichkeit entsetzt, die Flucht ergreifen. Auf Ceylon soll diese Methode noch heute Anwendung finden.

Neben den Aerzten gab es auch Zauberpriester, denen vorzugsweise die schöne vorbeugende Aufgabe zufiel, den Menschen gegen dämonische Krankheitseingriffe zu schützen. Sie waren also, wie Lehmann (a. a. O.) sich ausdrückt, magische Hygieniker. Dies geschah außer durch Beschwörungen hauptsächlich durch Talismane und Amulette. Talismane waren Götterbilder, die rings um das Haus aufgestellt wurden, Amulette kleine Täfelchen, auf denen eine kräftige Beschwörung eingegraben war. Die Inschrift auf einem solchen, für eine Schwangere bestimmten Amulett lautet: „O Bitnur, vertreibe die Schmerzen, weit in die Ferne, kräftige den Keim, bringe das Haupt des Menschen zu voller Entwickelung."

Chaldäische Weisheit hat jahrtausendelang die Köpfe der Menschen beherrscht. Durch die babylonische Gefangenschaft ging sie auf die Juden, durch die Perser auf die Griechen über. Man mag ermessen, welchen ungeheuren Fortschritt die an den erlauchten Namen des Hippokrates sich anknüpfende griechische Medizin darstellt, die alle übernatürlichen dämonischen Mächte und alle magischen Künste verwarf und lediglich natürliche Ursachen und Heilkräfte anerkannte. Das war die erste wahre und wahrhaftige Naturheilkunde.

Die Kirche hat später den Dämonenglauben wieder aufgenommen und ohne den Teufel ist ja auch heute noch ein handfestes „Christentum“ nicht denkbar. Gegen die Krankheiten bedient man sich ebenfalls noch der Beschwörungen und Amulette der alten Chaldäer. Man trug, um sich gegen Verfolgungen der Teufel und Hexen zu schützen, Amulette an einem Bande um den Hals, sogenanntes „Benediktionsgeld“, oder auch „Conceptionszettel“, die beide unter großer Feierlichkeit meist am Altar nach der Messe geweiht wurden. Lehmann (a. a. O.) teilt uns aus dem Benedictionale der Kapuziner folgende Beschwörung mit: „Ihr verfluchten und verdammten Teufel, in Kraft der Worte: Messias, Emanuel, Sabaoth, Adonai, Athanatos, Ischyros und Tetragrammaton fesseln, entkräftigen und vertreiben wir euch von jedem Platze und Hause, wo dieser Pfenning hingelegt wird. Und ferneres befehlen wir euch, daß ihr keine Macht habet, den Leibern der Einwohner durch die Pest zu schaden. Geht, ihr Verfluchten, in den Pfuhl des Feuers; weichet in euern bestimmten Abgrund und erfrechet euch nicht mehr, hieher zu kommen. So befiehlt euch Gott der Vater †, Gott der Sohn † und Gott der heil. Geist †. Weichet also, ihr verdammten Teufel, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten und die Welt durch Feuer. Amen.“

Gegen die düstere Größe der altchaldäischen Beschwörungen sticht dieser Gallimathias recht unvorteilhaft ab.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begründete der berühmte Paracelsus seine Lehre von den natürlichen Sympathien und Antipathien und von den Arcanis. Dieses auch von heutigen Forschern noch als ganz besonders geistreich bezeichnete System ist eigentlich nichts anderes, als die alte chaldäische Anschauung, wobei nur statt persönlicher Dämonen unpersönliche Naturkräfte gesetzt sind.

Da nach Paracelsus jeder einzelne Teil des menschlichen Körpers einem bestimmten Himmelszeichen unterworfen ist, so sind auch die Stoffe, die unter dasselbe Zeichen gehören, geeignete Mittel gegen

Krankheiten des betreffenden Körperteils. So ist Gold ein spezifisches Mittel gegen Herzleiden, weil Gold als das edelste Metall und das Herz als der edelste Körperteil beide der Sonne unterworfen sind. Einen solchen Stoff, deren es natürlich unzählige gibt, nennt Paracelsus ein Arcanum. Er empfiehlt, dieser Theorie gemäß, in den Pflanzen die wirksamen Stoffe, die Arcana, aufzusuchen und ist damit der Vater der modernen Chemie geworden. Ganz in den Aberglauben aber fällt er zurück, wenn er lehrt, daß es der natürlichen Heilstoffe nicht überall bedürfe, sondern weil es ja nur darauf ankomme, etwas zu wählen, das unter denselben Teil des Sternenhimmels gehöre, wie das kranke Glied, thäten auch Sigillen und magische Charaktere, die die Kräfte des betreffenden Sternes enthielten, dasselbe. So empfiehlt er eine ganze Masse solcher Sigillen gegen Schwindsucht, Podagra, Epilepsie u. s. w. Ferner: da alle gleichartigen Dinge ihre Kräfte gegenseitig anziehen, so könne man eine Krankheit dadurch heben, daß man sie oder einige Stoffe derselben auf ein anderes Wesen, z. B. eine Pflanze oder ein Tier, überführe. Dies nennt er durch Sympathie heilen. So sagt er: „Man hält dafür, daß alle Zufälle des gantzen menschlichen Leibes gar leicht geheilet werden können, wenn man das rothe und noch warme Blut des Patienten in ein Ey thut, dasselbe einem Huhn so lange, biß es purresciret, zu brüten unterleget, und nachgehends mit Brodt oder Fleisch vermischet einem Thier zu fressen giebet. Es wird der Zahnschmertzen transplantiret in eine Weide, Holderbaum, Haselstaude ꝛc. auf diese Weise: Nachdem die Rinde ein wenig abgeschälet worden, so schneide ein Spänchen heraus, mit demselben stich in das Zahn-Fleisch, so lange, biß es blutet, hernach lege den blutigen Span wieder an seinen Ort, decke die Rinde darüber, und verwahre sie wohl mit Kothe. Die Schwindsucht kann folgendermaßen curiret werden: Nimm Johannis-Brodt, so viel du wilt, gieß guten Wein darauf und laß es 24 Stunden weichen. Den andern Tag darauf laß zuvor den Urin, trink darauf von dem Wein, und continuire es neun Tage nach einander, so daß

du dich von allem andern Getränke gänzlich enthaltest, indessen allen gelassenen Urin aufsammelst, und in den Rauch hängest, damit er allgemach verzehret werde, so wird die Schwindsucht nach und nach geheilet werden" (Aus Lehmann, a. a. O.).

Der Aberglaube also, daß man belebten sowie unbelebten Dingen die eigene Krankheit anzaubern könne, ist alter, von Paracelsus nur modernisierter und verwissenschaftlichter chaldäischer Aberglaube. Namentlich auch der Hollunderbaum erfreut sich des ehrenvollen Rufes, sich geduldig alle möglichen Krankheiten aufhalsen zu lassen. In Schlesien wird das Fieber sympathetisch besprochen, indem man über einen Hollunderstrauch, dort Flieder genannt, drei Kreuze macht und dazu spricht: „Lieber Flieder, nimm mir mein Fieber wieder." Aehnliches, nur mit noch sinnreicherem Zauber umgeben, finden wir in Mecklenburg. Man wickelt einen blauen Wollenfaden neunmal um eine Zehe des linken Fußes und trägt ihn mehrere, wohl neun Tage. Dann geht man bei Sonnenuntergang stillschweigend an einen Hollunderbusch, bindet den Faden an den Stamm und spricht: „Goden Abend, Herr Fleder, hier bring' ik min Feber. Ik bind' an di an und goh' davon. Im Namen u. s. w."

Als Mittel gegen Abzehrung von Kindern bereitet man ein Heilbad aus neun verschiedenen Quellen. In dieses wird der Knabe mit einem Hunde, das Mädchen mit einer Katze gesetzt und die Krankheit geht dann auf die Tiere über. Oder man thut in das Wasser neunerlei Kräuter, die die Krankheit an sich ziehen, oder frische Zweige von neun Baumarten. Sobald die Krankheit vergeht, verdorren die Bäume, hilft es nicht, so bleiben sie grün. So legt man auch neun lebende Insekten in einer Umhüllung auf den leidenden Teil oder hängt sie um den Teil. Sind sie abgestorben, so ist auch die Krankheit vergangen.

Mehreres hierüber findet man in der Schrift von Weinhold: „Die mystische Neunzahl der Deutschen." (Berlin 1897, Verl. der Königl. Akademie der Wissenschaften. In Kommission bei Georg Reimer.)

Dort (S. 29) lesen wir auch folgende schnurrige Geschichte: „Ratherius von Verona († 974) erzählt in seinen Praeloquiis (Lib. I ed. Ballerini p. 31) zweifelnd die Geschichte der Heilung eines Epileptischen durch einen Oeltrank, in den die Blüten eines Pfirsichbaumes gethan waren, unter dem das Oel im Glasgefäß ein Jahr lang, von April zu April, vergraben worden war. Der Baum verdorrte dann, das Gefäß aber wurde heimlich unter einem Altar versteckt und dort gelassen, bis neun Messen darüber gelesen waren. Bei einem Anfall mußte der Kranke einen Schluck von dem Oel nehmen, während das Vaterunser gebetet ward. Dem Libera nos a malo fügte der Betende hinzu: Libera deus istum hominem a gutta cadiva. Dann mußte der Kranke neun Tage hintereinander die Messe hören, ungesäuertes Brot und Fastenspeise genießen und darauf sei die Heilung eingetreten."

Müssen wir nicht in unserer heutigen Volksmedizin, namentlich den Sympathiemitteln, atavistische Reste solchen alten Heilaberglaubens erkennen? Trotzdem steckt auch hierin, wie in jedem Haufen Lüge, ein Körnchen Wahrheit verborgen. Die thatsächliche Heilwirkung mancher Sympathiekuren beruht darin, daß Kräfte der menschlichen Seele gegen den fremden Vorgang im menschlichen Körper mobil gemacht werden. So ist Vertrauen keine bloße Vorstellung, sondern eine starke bejahende Willensbethätigung. Man muß daran glauben, heißt es, sonst hilft es nichts, man muß an der sympathetischen Beschwörung oder, wie man sich jetzt gemäßigter ausdrückt, Besprechung willenskräftig mitwirken. Auch durch Erregung von Leidenschaften, z. B. Ekel und Abscheu, wirken manchmal Sympathiekuren. In Schlesien ist neun Läuse auf Butterbrot zu essen, ein beliebtes Volksmittel gegen Gelbsucht, und es läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen, daß recht starker Ekel und die damit verbundene Darm- und Gallenbewegung wohl die Oeffnung katarrhalisch verschlossener Gallenwege bewirken kann. Die von oberflächlichen Köpfen als Schwindel bezeichneten, aber thatsächlich vorgekommenen Heilungen an wunder-

thätigen Orten, wie Lourdes, Marpingen, dem heiligen Rock zu Trier, erklären sich ganz allein aus der Aufrüttelung seelischer Kräfte, dem unbedingten grenzenlosen gläubigen Vertrauen, der andächtigen Extase, der auf den beabsichtigten Heilzweck intensiv gerichteten Aufmerksamkeit. Der Humor des von uns einst auf der Studentenkneipe mit solchem Schwunge gesungenen schönen Liedes von der Freifrau von Droste-Vischering, die zum heiligen Rock nach Trier ging, kann eine ernsthafte Kritik nicht vertragen. Aehnlich steht es auch mit den Gebetsheilungen, wie sie z. B. der Schwede Boltzius vor mehreren Jahrzehnten unter großem Zulauf und mit manchem Erfolge verrichtet hat.

Ist nicht auch das Vertrauen des Kranken, nicht auf unser Wissen, sondern auf unsere Persönlichkeit, dieses wunderbare und schwer zu analysierende Gefühlsimponderabile, der beste Bundesgenosse bei unseren Kuren? Ein vor langen Jahren sehr beliebter Breslauer Arzt und Professor sagte einstmals im Kolleg, er möge bei niemandem Arzt sein, der nicht der festen Meinung wäre, daß er, und nur er allein im stande sei, ihn gut und sicher zu kurieren. Das kam mir sehr übertrieben vor und etwas Uebertreibung steckt wohl auch darin, aber noch viel mehr Wahrheit enthält es. Aehnlich ist es mit unsern Medikamenten. Auch bei ihnen thut die Vorstellung des Kranken, daß sie wirken werden, außerordentlich viel. Wenn der Arzt einem Knaben Hustenmedizin verschreibt, so thut zu der Wirkung die mit Autorität ausgesprochene Versicherung, daß es nunmehr mit dem Husten besser werden würde, mehr, als das salzsaure Ammonium samt der trefflichen Lakritze.

Auch das Kräuterweib ist Trägerin uralten Aberglaubens. Denn schon in ihrer äußeren Erscheinung und dadurch, daß sie sich häufig auch mit Besprechen abgibt, erinnert sie an die zauberkundige Medea und andere Hexen, die allerlei Tränke aus Hekates Küche zusammenbrauten. Schon die Bezeichnung, die ihr noch heute in vielen Gegenden Deutschlands beigelegt wird, „Die kluge Frau", drückt es aus, nur daß sie ihre Weisheit jetzt nicht mehr als höllische

Zauberin im Dienste der schwarzen Magie, sondern als gütige Fee zum Heil der geplagten Menschheit verwendet. Es gibt Kräuterweiber, die nur mit Kräutern kurieren, andere lassen sich die Mühe nicht verdrießen, auch noch zu besprechen und zu streichen. Letztere Kunst kommt stets dann zur Anwendung, wenn, wie die beiden Universal-diagnosen lauten, das Herzgespann zu kurz ist oder das Zäpfchen herabgefallen ist. Eines von beiden ist nämlich immer der Fall.

Eine große Rolle in allem, was mit Krankheit und Kurieren zusammenhängt, spielt auch noch der Mond. In gewissen Mond-phasen darf man weder Nägel noch Haare beschneiden, darf nicht zur Ader lassen und keinen abführenden Trank nehmen und was dergleichen mehr ist. Offenbar hängt auch dies mit alten astrologischen Vorstellungen, die Menschenschicksale mit den Gestirnen verknüpften, in Verbindung. Dasselbe gilt von der Zahlenmagie der Primzahlen 3, 5, 7 und 9, die noch heute wie zur Zeit der Chaldäer bei Be-sprechungen gebraucht werden.

Diese abergläubischen Mächte, die die Geschichte der Menschheit von Anbeginn bis jetzt begleitet haben, würden nicht so langlebig ge-blieben sein, wenn nicht dem Menschen die Frage nach dem Warum? Was bedeutet es? mitgegeben wäre. Der Drang, die innere Beziehung zwischen sich und der umgebenden Natur aufzusuchen, der Drang nach Erkenntnis führt ihn auf die lichte Höhe wahrer Aufklärung, aber auch in die Abgründe der Mystik.

Mystik ist die Forschung nach einem noch nicht aufgeklärten, also geheimen Zusammenhang der Dinge. Sie ist die dunkle Zwillings-schwester der hellen exakten Naturforschung und, da letzterer noch so Vieles spottet, ein notwendiger, nie fehlender Zug menschlichen Denkens. Es gibt nun allerdings Menschen genug, und es ist sogar offenbar die Mehrzahl, die sich wenig um wahre Aufklärung kümmern, sondern am liebsten in mystischen Vorstellungen verharren, weil sie bequemer sind und weniger Arbeit und Anstrengung erfordern. Aber von einem

Tropfen Mystik sind wir alle durchtränkt, auch der am meisten Prosaische, Hausbackene und Kritische unter uns.

Auch in der Heilkunst, soweit sie vom Volke aufgesucht wird, macht sich dieser Zug geltend. Je geheimnisvoller die Untersuchung und die Kurmethode sich darstellt, desto lieber ist es Vielen. Deswegen hat auch von jeher der orakelnde Arzt mehr Glück gehabt, als der in fröhlicher Unbefangenheit Alles ausplaudert und Kranken und Angehörigen eine Art klinischen Vortrages über Diagnose und Prognose hält.

Schon die Homöopathie, die die Heilkräfte fast ganz aus dem Stofflichen in die Idee verlegte, kam diesem mystischen Zuge der Menschenseele entgegen. Hieraus vor allem, viel mehr als aus der Reaktion gegen die halbpfündigen Medizinflaschen der sogenannten Allopathie, erklärt sich auch ihr großer Erfolg in den ersten Jahrzehnten ihrer Geschichte, und auch die Neigung, zu Kurpfuschern zu laufen, erklärt sich zum Teil daraus. Noch immer, wenn auch mehr oder weniger verschwommen, haftet in den Köpfen der Glaube, daß der Pfuscher eine altererbte geheime Kunst besitze, die mehr wert sei, als alle staatlich approbierte Wissenschaft, oder daß ihm, wie dem Magnetopathen Reichel, eine besondere gnadenspendende Kraft von oben verliehen sei. Auch wo der Pfuscher mit klaren Mitteln operiert, muß immer etwas Absonderliches dabei sein. Kneipp würde kaum so große Erfolge gehabt haben, wenn er einfach den Spuren Prießnitzs gefolgt wäre. Aber die Spaziergänge mit nackten Füßen im nassen Grase bei Sonnenaufgang, die so stimmungsvoll an Mutter Natur erinnern, die Knie-, Bein- und Rückengüsse thaten es. Schäfer Ast verdankt seinen Zulauf ja auch ganz allein seiner absonderlichen Methode, aus der Beschaffenheit des übersandten Nackenhaares die Diagnose, die natürlich jedesmal mit frappanter Sicherheit das Richtige trifft, zu stellen, und daß man diese Methode für eine nicht durch profane Schriften erlernte, sondern traditionell erworbene Erbweisheit hält. Nebenbei gesagt liegt auch in diesem Haufen Unsinn ein

Körnchen Wahrheit verborgen, insofern nämlich, als das Haar allerdings bekanntlich von der allgemeinen Ernährung beeinflußt wird. Haare werden grau, Haare fallen aus und werden dünn, Haare verändern ihre Struktur, alles infolge von Ernährungsstörungen.

Bei manchen solchen Heilkünstlern kommt noch eine Portion trockenen Humors und sentenziöser Redeweise, die das Volk liebt, dazu, und ihre Sentenzen gehen dann von Mund zu Mund. Von Ast erzählt man sich folgendes: Einstmals habe ein Pastor ihm seine Nackenhaare überschickt, aber der Bote habe sie verloren und um sich aus der Verlegenheit zu helfen, einem ihm auf der Landstraße gerade entgegenlaufenden Ochsen einige Haare entnommen und sie an Ast überbracht. Ast betrachtet sie aufmerksam und verkündet dann: „Dat is sihr bedenklich. Seggen Se dem Herrn Pastor, dat he en groten Ossen wär." Natürlich ist die Geschichte erfunden, aber das schadet nichts, gute Geschichten brauchen gar nicht wahr zu sein.

Wenn wir Aerzte ehrlich sein wollen, so müssen wir eingestehen, daß doch auch in unserer Kunst noch ein gutes Stück Mystik steckt. Was wissen wir eigentlich über die Wirkung unserer Arzneimittel? Sehr dankenswerte Anstrengungen, uns aus der rohen Empirie herauszuarbeiten, sind ja schon gemacht worden, aber es ist doch Alles noch in den Anfängen. Von der Einwirkung der Mittel auf den menschlichen Organismus kennen wir die Kausalitätskette in ihren einzelnen Gliedern überhaupt nicht, sondern nur die als Heilzweck beabsichtigte Endwirkung, das letzte Glied der Kette. Die meisten unserer Arzneimittel sind für uns selbst Arcana und unsere ganze so mühsam errungene Empirie, die die Mittel nur nach ihrem Endzweck kennen und taxieren gelernt hat, ist im Grunde Mystik! Wenn nur die Endwirkung wenigstens sicher wäre! Aber häufig bleibt sie auch aus — aus Gründen, die ebenfalls ein Geheimnis für uns bleiben. Es geht damit, wie mit den Freikugeln — „sechse treffen, sieben äffen". Nun ist ein zielsicheres Handeln des Arztes trotzdem damit vereinbar und jeder Arzt von Erfahrung hat sich wohl aus dem reichen Heilschatze

der bekannten Mittel eine kleine Reihe erkoren, mit deren Hilfe er seinen Heilplan durchführt. Den Naturheilkundigen und sonstigen Reformern ist es aber nicht zu sehr zu verdenken, wenn sie von einem Medizinaberglauben sprechen. Hat doch selbst der berühmte Sydenham den Ausspruch gethan, die Ankunft eines Hanswurstes in einem Städtchen sei zehnmal mehr wert, als die von zwanzig mit Medikamenten beladenen Eseln.

Also in unserer Volksmedizin erblicken wir noch Reste alten Aberglaubens und früherer Heilmethoden, ebenso wie die Volkstrachten, wo sie noch existieren, fossile Ueberbleibsel beliebter Moden einer früheren vornehmen Welt darstellen. Es ist merkwürdig, wie zäh sich der Glaube an die Wirksamkeit manches solchen sympathetischen Zaubermittels erhält. Ich habe gute Freunde, die mit rührender Ausdauer Kastanien in der Tasche tragen, um ihren Rheumatismus auf sie abzuleiten. Aber sieben müssen es sein, dann hilft es noch besser. Und was sind die jetzt beliebten Voltakreuze und was waren die früher beliebten Goldberger'schen Rheumatismusketten anders als Amulette, denen man allerdings eine pseudowissenschaftliche Erklärung mitgegeben hatte. Man sollte glauben, das hätte ihrem Renommee als Zaubermittel schaden müssen, aber Magnetismus, Elektrizität und was damit zusammenhängt, sind ja für Viele überhaupt noch magische Dinge, mit denen sich allerhand mystische Vorstellungen verknüpfen lassen.

Zu den mannigfachen Irrtümern, die die wissenschaftliche Medizin in ihrem mühsamen Laufe hat überwinden müssen, gehört auch eine Heilmethode, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts blühte und am besten mit dem Namen der Paullini'schen Dreckapotheke gekennzeichnet wird. Offenbar von der Vorstellung ausgehend, daß Böses mit Bösem und Ekelhaftes mit Ekelhaftem vertrieben werden müsse, hatte sie ihren Heilschatz hauptsächlich mit solchen Dingen ausgestattet, die, um mich bildlich auszudrücken, den Nachtseiten der menschlichen Natur angehören, Leichenteilen, Auswurfstoffen und dergl. Namentlich der Urin spielte

eine bevorzugte Rolle. Auch diese Richtung hat sich in der Volksmedizin konserviert. In Niedersachsen, wahrscheinlich auch noch anderwärts, ist das „gülden Plaster“, das aus frischen menschlichen Exkrementen einfach, aber sinnig hergestellt wird, hochgeehrt. Kürzlich wurde im Königreich Sachsen eine Leichenfrau verurteilt, weil sie Leichenabwaschwasser zu Heilzwecken verkauft hatte. Sie versuchte zwar, sich damit auszureden, daß sie geglaubt habe, es solle zur Vertilgung von Ungeziefer dienen, wurde jedoch überführt, daß sie es bei ihrem Schwiegersohn als Mittel gegen Trunksucht benutzt hatte — ein Zeichen wenigstens ihrer Gutgläubigkeit.

Die modernste unter allen Kurpfuschereien, wenigstens insofern, als sie sich am modernsten und fortschrittlichsten gebärdet, ist die wilde Naturheilmethode. Sie ist so recht die Domäne der Gebildeten und Halbgebildeten, der Lehrer, pensionierten Offiziere und Geistlichen. Rückkehr zur Natur ist ihr Feldgeschrei. Was kümmern uns alle Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, Bakterienforschung und Serumtherapie, die Ausbildung der Narkose, das aseptische Verfahren? Was kümmern uns Diagnose und individuelle Heilvorgänge? Was thun wir überhaupt mit dem ganzen Kram? Wir machen unsere so und soviele Einpackungen, wir verordnen unsere Kniegüsse und stecken die Kranken in Lehm, diesen Urmorast der gütigen Mutter Natur — das hilft unfehlbar. Wenn es nun aber doch nicht hilft? Dann sind die „Medizingifte“ daran schuld.

Schon die Bezeichnung Naturheilmethode, die die Vertreter dieses Zweiges der wilden Medizin gewählt haben, ist irreleitend. Denn sie soll den Glauben erwecken, als wäre die offizielle Heilkunde etwas, das gegen die Natur ginge. Aber wenn diese die Heilkräfte, die uns die Natur selbst, z. B. aus dem Pflanzenreich, spendet, benutzt, so liegt darin doch nichts Unnatürliches. Und auch darin, daß die chemische Scheidekunst aus den natürlichen Rohstoffen die wirksamen Bestandteile zu sondern gelehrt hat, z. B. das Chinin aus der Chinarinde, kann nichts Naturwidriges erblickt werden. Sonst müßte es

auch im Gebrauche der präparierten Nahrungsmittel liegen, und jede Hausfrau handelte unnatürlich, die Liebigs Fleischextrakt an ihre Suppe thut. Ja die Kochkunst selbst, die uns die Umwandlung des natürlichen Zustandes der Rohstoffe in einen künstlichen gelehrt hat, wäre zu verurteilen. Thatsächlich sind ja auch die begeistertsten Apostel der „naturgemäßen" Lebensweise nicht mehr weit davon entfernt, alle künstlich zubereiteten Nahrungsmittel zu verwerfen und sich in ihrer Diät den Tieren des Feldes zu nähern. Der Ausdruck Naturheilkunde hat nur Sinn als Gegensatz der schon durch Hippokrates wissenschaftlich überwundenen magischen Heilkunde und ist deshalb als Devise gegen die offizielle Medizin, die sich gerade und mit Recht die hippokratische nennt, nicht zu brauchen. Bezeichnend für die Anhänger der wilden Naturheilmethode ist ihr propagandistisches Auftreten — bezeichnend namentlich auch für ihre durch Halb- und Viertelbildung genährte Ueberhebung. Da werden Vereine gebildet, für „Körper- und Naturheilmethode", „hygienische Gesellschaften", die sich nebenbei auch mit Kurieren abgeben, „Kneipp-Vereine" u. dergl. mehr. Da werden Vorträge gehalten, die wissenschaftlich sein sollen, aber veraltete, längst beiseite gelegte Lehren noch einmal vor den gläubigen und staunenden Zuhörern aufwärmen, z B. die alte Gall'sche Schädellehre. Ein anderer doziert über tierischen Magnetismus und das magnetische Fluidum, Dinge, über die die Wissenschaft längst hinausgeschritten ist; ein Dritter bringt selbstfabrizierten Unsinn, z. B. „über Ernährung ohne Blutkreislauf" oder über „Gesichtsausdruckskunde", mit deren Hilfe er alle Krankheiten erkennen und natürlich auch richtig behandeln will. Beliebt sind auch die Spezialkurse, z. B. über Männerleiden oder über Frauenkrankheiten. Ein Leipziger Bezirks-Schullehrer hat eine „hygienische Gesellschaft", verbunden mit „hygienischem Seminar" gegründet oder sendet wenigstens den Prospekt dafür herum. Als Direktor und „Dozent", ein Titel, mit dem er sich selbst geschmückt hat, gibt er Kurse über „Bau, Funktion und Pflege des menschlichen Körpers mit buntfarbigen Demonstrationen", und seine

Frau als „Dozentin“ hält ebenfalls Kurse über „den weiblichen Körper und seine geschlechtlichen Gefahren, mit zahlreichen Abbildungen“, nur für Frauen. Der stellvertretende Direktor und „Dozent“ behandelt die äußern Erkennungszeichen von Krankheiten mit praktischen Ausführungen und bildlichen Darstellungen. Die Glanzleistung aber ist das „hygienische Seminar“, das allerdings erst eingerichtet werden soll, aber für die verschiedensten in das Gebiet der Medizin gehörenden Lehrfächer bestimmt ist, und in dem auch Gelegenheit geboten werden soll, sich innerhalb zwölf Tagen zu Volkslehrern der Hygiene auszubilden. („Aerztliches Vereinsblatt“ 1899. Nr. 275.) Wenn ein solches Unternehmen auch noch nicht Kurpfuscherei selbst ist, so dient es doch solcher und bereitet sie vor.

Eine medizinische Zeitschrift für Naturheilkunde brachte kürzlich folgendes zeitgemäße Inserat: „In kurzer Zeit gegen mäßiges Honorar werden Herren und Damen als Naturheilkundige ausgebildet.“ Warum auch nicht? Was der Pfuscher nötig hat, kann er ganz gut in ein paar Stunden erlernen. In demselben Blatte sucht ein „sehr tüchtiger, junger Naturarzt (Vegetarianer) zur Ausbreitung seiner beruflichen Praxis Herren und Damen als Teilhaber mit Geldeinschuß. Vorkenntnisse nicht nötig.“ Offerten unter „Sichere Existenz“ erbeten.

Natürlich fehlen auch Vorträge über die Vorzüge des Naturheilverfahrens vor allen übrigen Methoden nicht, wobei vor den „medizinischen Giften“ gewarnt wird. Gelegentlich kommt auch einmal ein Schwärmer zum Wort, dem es heiliger Ernst mit seiner Ueberzeugung ist und der von Ort zu Ort zieht, um das Evangelium der alleinseligmachenden Natur zu predigen. In einem Bremischen Naturheilverein (s. „Bremer Nachrichten“ 1899 Nr. 82) wurde kürzlich ein Vortrag gehalten: „Wie ich Naturprediger wurde. Erlebnisse in Talar und Kranz.“ Was ihn getrieben habe, führte der Redner aus, die Wandlung vom preußischen Offizier zum Naturprediger durchzumachen, sei die ihm von seiner Mutter eingepflanzte tiefe Liebe zu seinen Mitmenschen und vom Vater ererbte Selbstachtung, Wahr-

haftigkeit und Selbstbewußtsein gewesen. Schriftstellerisch habe er sich fast an allen Bestrebungen beteiligt, die es auf die Veredlung des Menschengeschlechts abgesehen haben. Durch den bekannten Maler Dieffenbach habe er gewaltige Anregungen in seinen reformatorischen Bestrebungen erhalten. So habe er sich auch wie dieser in einen weißen Talar gekleidet, habe Sandalen getragen und sei barhäuptig gewandelt. Aber die böse Behörde habe es nicht leiden wollen. In Dresden habe sie ihm nicht einmal gestattet, mit einem Kranz im Haar Vorträge zu halten und das Tragen seiner Reformkleidung sei ihm als grober Unfug ausgelegt worden. Dies gibt dem Redner Gelegenheit, auf die Mängel unserer Rechtsprechung einzugehen. Als Anrede empfiehlt er das brüderliche Du, statt des der Eitelkeit entsprungenen Sie, und schließt unter großem Beifalle mit einem Appell an die geehrten Zuhörer, daß jeder an seinem Teile an der Vernatürlichung und Veredlung der Menschheit thätigen Anteil nehmen möge. Welche tragikomische Gestalt! Welches Gemisch von Eitelkeit und Bescheidenheit, von heiligem Ernst und lächerlicher Farce!

Einen grotesken Anblick gewährt es auch, wenn die Vertreter der wilden Medizin einmal unter sich sind und in größeren Verhandlungen „Standesangelegenheiten“, z. B. die ihnen von den bösen und unwissenden Aerzten drohenden Erwerbsschädigungen, besprechen. Was da an Roheit und Unbildung zusammengetragen wird, ist schier unglaublich, aber auch erheiternd. Man fragt sich erstaunt, wie tief das allgemeine Bildungsniveau oder vielmehr die Wertschätzung der Bildung gesunken sein muß, wenn das Publikum solchen Leuten nachläuft. Liebig hat bekanntlich den Kulturzustand eines Volkes nach dem Verbrauche an Seife taxiert. Ebenso gut aber kann man ihn auch nach seinem Verhalten gegen die Kurpfuscherei einschätzen.

Und doch! Was leistet die Naturheilkunde, oder, wie wir sie lieber nennen wollen, die diätetisch-physikalische Heilmethode in den Händen des wissenschaftlich gebildeten Arztes! Der große „Pfuscher“ Prießnitz ist in der That, was seine Jünger stets gesagt haben, ein

Wohlthäter der Menschheit gewesen. Denn er hat der Heilkunde neue Bahnen gewiesen, nicht durch spekulative Forschung, die seiner Unbildung fern lag, sondern durch praktischen Blick und entschlossenes Zugreifen. Zwar war die Kaltwassermethode schon früher von Aerzten geübt worden, so schon im vorigen Jahrhundert von dem schlesischen Arzte Hahn in Schweidnitz. Aber sie hatte keine Schule gemacht und das Bürgerrecht ist ihr erst von Prießnitz erworben worden. Erst nach ihm sind die vielen von Aerzten geleiteten Kaltwasser-Heilanstalten entstanden, erst durch seine Erfolge ermutigt und, so darf man wohl sagen, gezwungen, hat die offizielle Medizin angefangen, sich der Methode anzunehmen und sie wissenschaftlich zu begründen.

Nichts Neues gibt es unter der Sonne, und auch die Naturheilmethode ist schon vor Jahrhunderten von gelehrten Aerzten gepriesen und geübt worden. Zur Zeit der Renaissance, als alles, was Wissenschaft und Kunst hieß, wie aus tiefem Schlafe wieder erwachte, traten auch Aerzte auf, die die uralten hygienisch-diätetischen Grundsätze des Hippokrates und Galen, der salernitanischen Schule und der Araber wieder auszuüben und die Bedeutung der notwendigen Lebensreize, Luft und Nahrung, sowie Ruhe und Bewegung, der Ab- und Ausscheidungen, des Schlafes und der Gemütsbewegungen erörterten. Bei richtigem Gebrauche, so lehrten sie, werde die Gesundheit erhalten, bei unrichtigem aber oder bei Vernachlässigungen würden Krankheiten erzeugt. Als Grundlage jeder Krankenbehandlung galt diesen Aerzten die Regelung der wichtigsten Lebensbedingungen. Durch einfache diätetische Mittel suchten sie die organischen Thätigkeiten zu beeinflussen und hielten es für weniger wichtig, was der Arzt daneben etwa noch verschreibe. So erschien im Jahre 1660 ein Buch von Hippolytus Guarinonius, Doctor artium et medicinae — Gerster nennt es ein Standard work — unter dem Titel: „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts. In sieben unterschiedliche Bücher und unvermeidenliche Hauptstucken, sampt einem lustigen Vortrab, abgetheilt. Neben-, vor-, mit- und nachgehenden, so wohl Natürlichen, als

Christlich- und Politischen, darwiderstreitbaren Mitteln. Allen, sowohl Geist- als Weltlichen, Gelehrt- und Ungelehrten, hoch und niedern Stands Personen, überaus nutz und sehr notwendig, wie auch gar kurtzweilig zu lesen." Der „Vortrab" enthält die hygienischen Vorbeugungsmittel und handelt: von Gott, vom menschlichen Gemüt, vom Lufft, von der Nahrung, von der Leibs Ringerung, von der Uebung, vom Schlaff. (S. Gerster, Ueber einige Diätetiker des 16. und 17. Jahrhunderts. Vortrag, gehalten auf der 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München. — Deutsche medizinische Wochenschrift 1899. Nr. 44.)

Es ist überhaupt recht lehrreich, namentlich für jüngere Aerzte, sich gelegentlich einmal zu vergegenwärtigen, was alles die Medizin ihrer wilden Schwester, der Volksmedizin, verdankt. Außer der Kaltwassermethode finden wir da die Schwitzbäder, die Elektrizität, vor allem die Massage und noch manches andere. Ist nicht auch unsere gesamte Pflanzenheilkunde ursprünglich aus der einfachen Erfahrung des Volkes hervorgegangen? Das Kräuterweib ist, wenn auch nicht immer eine liebenswürdige, doch stets ehrwürdige Reliquie längst vergangener Zeiten und wir handeln eigentlich pietätlos, wenn wir ihren Sammeleifer verfolgen. Selbst die so viel bespöttelte Schroth'sche „trockene Semmelkur", verdankt sie nicht ihre Erfolge dem erst viel später in die offizielle Medizin aufgenommenen Grundsatze der Entwässerung?

Vor allem aber verdanken wir den Erfolgen der ursprünglich nur von Pfuschern geübten Naturheilmethode einen Umschwung und Fortschritt der wissenschaftlichen Heilkunst, die sich mehr und mehr der von ihr so genannten diätetisch-physikalischen Methode zuwendet. Jeder derselben anhängende verständige Arzt weiß zwar, daß auch die Pharmazie einige unschätzbare Mittel besitzt, deren er niemals wird entraten wollen. Aber das Rezept hat viel von seiner bisherigen universellen Herrschaft verloren und sein Gebiet wird noch mehr eingeengt werden. Schon jetzt bildet es in der Praxis sehr vieler und

gerade der erfahrensten Aerzte nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme. Auch sind die großen Aerzte niemals Systematiker, sondern stets Eklektiker gewesen.

Wiederum ist es lehrreich, zu betrachten, wie dieser Fortschritt nicht von den Universitätskliniken, sondern von den Praktikern ausgegangen ist. Auf allen übrigen medizinischen Forschungsgebieten, der klinischen Beobachtung, der Krankenuntersuchung, der Diagnostik ꝛc. stets die Führer, sind die Kliniken, aus Gründen, die uns hier nicht weiter interessieren, in der eigentlichen Heilkunde immer zurückgeblieben und haben den von außen gebrachten Fortschritten nur zögernd Folge geleistet. Ist doch meines Wissens auch heute noch nicht auf irgend einer deutschen Universität ein Lehrstuhl für die diätetisch-physikalische Heilmethode errichtet. So darf es auch nicht wundernehmen, daß es immer noch Aerzte gibt, die davon nichts wissen wollen und denen die Methode nicht vornehm, vielleicht auch nicht mystisch genug vorkommt. So sagte mir einmal ein Kollege, er sei schon deshalb gegen die Bäderbehandlung bei Typhus, weil ja jede Badefrau die Methode anwenden könne, ein Rezept aber könne nicht nachgemacht werden.

In welchem Maße sich die Bevölkerung schon von Arzt und Medizin abgewendet und der Naturheilmethode zugewendet hat, geht aus der großen Verbreitung des Organs für Gesundheitspflege und arzneilose Behandlung, das in monatlich 107000 Exemplaren ausgegeben wird, hervor. Man irrt, wenn man hier nach allerlei kleinen Ursachen und Motiven sucht, denn entschieden liegt ein großer Zug zu Grunde. Von Zeit zu Zeit, so scheint es, wird der Mensch der Vorzüge der Kultur müde und erinnert sich seines Zusammenhanges mit der Natur. Dann tritt er in Reaktion gegen Alles, was sich nach seiner Meinung vom Ursprünglichen entfernt hat und den Stempel des Echten vermissen läßt. Solch eine Reaktion gegen die Unnatur der Pädagogik war seiner Zeit der Rousseau'sche Emile, der sicherlich nicht so viel Epoche gemacht und bis heute noch autoritative Geltung bewahrt haben würde, wenn er nicht schon in den Gemütern

vorbereitet gelegen hätte. Deswegen hat er auch auf die Pädagogik befruchtend, ja geradezu revolutionär gewirkt. Was aber die Naturheilmethode anbetrifft, so hat, wie wir schon sahen, unter ihrem Einflusse die offizinelle Heilkunst ebenfalls viel gelernt und viel vergessen.

Werden die Aerzte ihre Absicht, die Kurpfuscherei durch gesetzliches Verbot zu vernichten, erreichen? Sicherlich nicht! Vielleicht erreichen sie das Verbot, obgleich selbst dies noch sehr fraglich ist, keinesfalls aber das Verschwinden der Pfuscherei durch das Verbot. Auch durch Belehrung, z. B. durch populäre Vorträge, ist nichts zu erreichen. Das geehrte Publikum hört sich dergleichen Dinge achtungsvoll an und läuft am andern Morgen doch wieder zum Pfuscher. Das einzige Mittel ist, daß sich der Arzt selbst immer mehr zum Hygieniker und Diätetiker heranbildet. Dann wird auch das Vertrauen der Volkskreise, die sich jetzt doch nur gezwungen an ihn wenden, wiederkehren. Dann wird der Arzt auch die Feindschaft gegen die Naturheilvereine begraben. Denn die Heilvereine werden sich zu Gesundheitsbewahrungsvereinen umgebildet haben und er wird ihr Vorsitzender sein. Noch radikaler ist das sozialdemokratische Zukunftsprogramm — Unentgeltlichkeit von Arzt und Heilmitteln. Aber bekanntlich haben wir das Geld zu viel wichtigeren Dingen als Volksgesundheit nötig, und daß das Abrüstungsprojekt des Zaren verwirklicht wird, das werden ich und Du, lieber Leser, nicht mehr erleben.

Dritter Abschnitt.

Vom Publikum und dem Arzte.

Als ich selbst noch jung war, sagte mir einmal ein alter erfahrener Arzt: „Glauben Sie mir — mancher junge Kollege hat sich Praxis durch Pokulieren erworben, aber keiner durch Tanzen. Umgekehrt hat schon mancher seine Praxis verpokuliert, aber noch keiner vertanzt.“

Dies bringt uns auf die Frage, welchen Eigenschaften verdankt der Arzt das Vertrauen, das er beim Publikum genießt? Als neugebackener junger Arzt, wenn man eben bis oben voll gepfropft von akademischer Weisheit und bereichert durch die Erfahrungen seiner schönen klinischen Fälle auf den Markt tritt, glaubt man, jetzt könne es ja gar nicht mehr fehlen, selbstverständlich nehme das Publikum den tüchtigsten und gescheidtesten Arzt, den, der am meisten gelernt hat. Weit gefehlt! Es gibt sehr gesuchte, weit und breit begehrte Praktiker, die an Dummheit, oder, sagen wir lieber, an medizinischer Unbildung nichts zu wünschen lassen, Auch-Aerzte, von denen man im besten Falle sagen kann, daß sie Routine besitzen. Ich sage: im besten Falle, denn häufig ist ihre Routine auch nichts anderes, als etwas savoir faire. Um gerecht zu sein, muß man übrigens zugestehen, daß man vom Publikum nicht verlangen darf, es solle die wissenschaftliche Qualifikation eines Arztes abschätzen können.

Unzweifelhaft sucht das Publikum gern den Arzt auf, dem der Ruf besonderer Tüchtigkeit vorangeht, und in den meisten Fällen wird

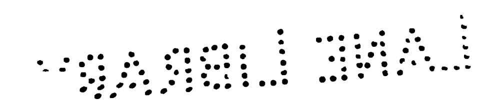
hier Frau Fama auch das Richtige ausposaunen. Aber dieser gute Ruf mußte doch auch erst erworben werden. Vielleicht verdankte ihn der Gefeierte glücklichen oder aus einem anderen Grunde Aufsehen erregenden Kuren. Deshalb ist es ein beliebtes Mittel ärztlicher Reklame-Helden und mehr noch deren helfender Tanten und Basen beiderlei Geschlechts, mit wunderbaren Kuren zu prunken. Aber ebenso rasch kann die Stimmung umschlagen, wenn einmal eine Aufsehen erregende Kur mißglückt. Dann heben, die am lautesten Hosiannah geschrieen, zuerst den Stein auf. In großen Städten verwischen sich die Spuren solcher üblen Ereignisse, an denen der Arzt nicht einmal schuld zu sein braucht, meistens rasch. Aber in kleinen Orten, wo Konkurrenz und Klatsch zudringlicher hervortreten, haben sie das Schicksal schon manches jungen Anfängers besiegelt. Darum sagt man mit Recht, der Arzt müsse Glück haben. Wieviel der Ruf, ein beschäftigter Arzt zu sein, thut, hat jener findige junge Aeskulapsjünger wohl erkannt, der sich zur Belebung seines Wartezimmers imitierte Patienten mietete.

Wo das Publikum wirklich frei wählen kann und nicht durch Vetterschaften oder religiöse oder politische Rücksichten gebunden oder durch den Ruf der „Celebrität" fasziniert ist, wählt es den Arzt rein nach persönlichem Empfinden. Da kommen die verschiedensten Sympathien zu Tage. Dem einen gefällt — je nach seiner eigenen Gemütsart — der pessimistische, dem andern der optimistische Arzt. Aber gewisse Grundzüge treten doch überall hervor. Im allgemeinen kann man sagen, gefällt dem Publikum der bestimmt auftretende Arzt, dem man sofort ansieht, daß er weiß, was er will, viel besser, als einer, der sich aus lauter höflicher Rücksicht in seinen Verordnungen vom Kranken da- und dorthin ziehen läßt. Der ernste und würdig aussehende Arzt wird lieber gesehen, als der liebenswürdige Schwerenöter und ewig lächelnde Allerweltsmann. Ganz verpönt ist natürlich der Schwätzer, der aus einem Hause ins andere trägt, ausgenommen nur bei den Dummen, die sich einbilden, daß ihnen nur etwas gebracht,

aber nichts von ihnen geholt wird. In kinderreichen Familien ist der kinderliebe „Onkel Doktor“ eine auf den Unbeteiligten zwar meist etwas komisch wirkende, stets aber beliebte Figur. „Sehen Sie“, sagte einst eine Freundin zu mir, „ich glaube wohl, daß unser lieber Hausarzt nicht gerade der Klügste ist. Aber er ist so nett mit den Kindern. Hans, der sonst so Ungebärdige, schreit gar nicht, wenn er ihm in den Hals sieht, und unser kleines Mietzchen läuft ihm schon immer mit ausgestreckter Zunge entgegen. Es ist zu drollig!“

Daß das Publikum seine Wahl auch nach dem Aeußeren des Arztes trifft, ist natürlich. Zwar richtet es sich nicht immer nach der Vorschrift der Vedas, wonach der Arzt schön sein soll, gibt vielmehr mitunter gradezu der grotesken Häßlichkeit den Vorzug. Aber schier unbegreiflich scheint es, daß auch der Trunkenbold gesucht wird, gesucht nicht trotzdem, sondern weil er Trunkenbold ist. In Breslau gab es früher einen hochangesehenen Praktiker, der eigentlich niemals nüchtern war und im Nachmittagskolleg, er war zugleich Universitätslehrer, stets betrunken erschien. Das Publikum aber meinte, gerade wenn er getrunken habe, entwickle sich sein Genie erst zu voller Höhe, dann stelle er die schärfsten Diagnosen und unternehme die kühnsten Operationen. Ich glaube, seine Patienten würden sich über Vernachlässigung beklagt haben, wenn er einmal im normalen Zustande vor ihnen erschienen wäre. Offenbar liegt dem etwas Heroenkultus zu Grunde. Denn noch immer erscheint dem Deutschen der trunkfeste Mann, dem kein Rausch etwas anhaben kann, als eine Art Heros.

Auch sogenannte Originalität und barockes Wesen steht noch immer hoch im Preise. Gleichfalls in der Hauptstadt Schlesiens, diesem Mutterlande der Originale, praktizierte vor langen Jahren ein an Paranoia leidender Arzt. Alle Welt wußte, daß er geisteskrank war, aber grade deswegen lief man zu ihm, ebenso wie der Orientale dem verrückten Derwisch allerlei magische Künste zuschreibt. Später wurde der Unglückliche durch die Versetzung in die Irrenanstalt



zu Leubus unschädlich gemacht — natürlich, wie der Volksmund sagte, infolge der Intriguen der übrigen Aerzte, die sich seiner hätten entledigen wollen. Als Knabe habe ich ihn selbst dort noch herumgehen sehen mit seinem grauen Lockenkopfe und dem hageren, spitzen Gesicht. In seinem kaffeebraunen Fracke, seinen grauen Hosen und der mit einem großen, steifen Schirme ausgestatteten Tuchmütze sah er verwunderlich genug aus. Der Gallimathias aber, mit dem er die Besucher zu grüßen pflegte, wurde als Ausfluß höherer Weisheit angestaunt. Unter seiner Klientel war sein Ruhm noch nach Jahrzehnten nicht verblichen und Rezepte von ihm wurden pietätvoll von Generation auf Generation vererbt.

Die Gründe, aus denen das Publikum einem bestimmten Arzte den Vorzug gibt, sind wirklich höchst mannigfach. So kann man auch finden, daß ältere, bedeutende Männer, Männer von großem Wissen und gewohnt, stets ihrer Meinung und ihrem Willen autoritative Wirkung beigemessen zu sehen, gern jüngere Heilbeflissene wählen. Sie wollen auch dem Arzte gegenüber ihre Autorität wahren und fürchten, vor einem älteren, angesehenen Arzte etwas davon einbüßen zu können.

Verwandtschaftliche und sehr nahe freundschaftliche Beziehungen sind dem Verhältnis zwischen Arzt und Patient nicht günstig. „Ein Arzt heilt nicht bei denen, die ihn kennen“ — lautet ein Ausspruch Jesu in dem von Grenefall und Hunt neuerdings entdeckten Papyrus. Es soll heißen, daß durch zu nahe Beziehungen dem Arzte etwas von seiner suggestiven Kraft verloren geht. Der alte Spruch: medicus medicum non sanat — kein Arzt heilt den andern — hat dieselbe Bedeutung, auch wenn man nicht so boshaft sein will, die Aerzte mit den römischen Auguren zu vergleichen, die sich nicht begegnen konnten, ohne zu lachen.

In manchen Familien vererbt sich der Hausarzt wie ein Stück Möbel. Man denkt wohl manchmal daran, es mit einem moderneren zu vertauschen, hat sich aber einmal daran gewöhnt. Bei festlichen

Gelegenheiten, z. B. bei Silberhochzeiten, wo sich der Reichtum des Hauses entfaltet, wird er ebenfalls ausgestellt und herumgezeigt. Dann erhebt sich auch bei der Tafel, nachdem die Toaste auf das Jubelpaar, sämtliche Kinder und Enkelkinder, die Eltern und sonstigen Verwandten bis ins fünfte und sechste Glied, die Hausfreunde und den Herrn Pastor, der eben so schöne Worte gesprochen, verklungen sind, noch zu später Stunde ein gefälliger Gast und bringt einen Toast auf den erfahrenen Hausarzt aus und nennt ihn einen „treuen Mentor". Der treue Mentor erhebt sich ebenfalls, erzählt von seinen Erlebnissen in der Familie, spricht mit der nötigen Diskretion von den Schwierigkeiten, unter denen man der Geburt des ersten Sprößlings entgegengesehen, drückt seine posthume Freude über den trotz alledem so glücklichen Verlauf aus und schließt mit dem wohlwollenden Wunsche, daß auch auf der Seite des nächstdem in den heiligen Ehestand tretenden Töchterchens des Hauses stets das Glück weilen möge.

In unseren illustrierten Witzblättern finden wir häufig den gefälligen Hausarzt, der der gnädigen Frau just das von ihr erstrebte Bad als Kur verordnet. „Was meinen Sie, Herr Sanitätsrat, werde ich in diesem Jahre wegen meiner Blutarmut nicht ein Stahlbad aufsuchen müssen? Was raten Sie mir, Pyrmont oder Schwalbach?" „Pyrmont ist jedenfalls für Sie geeigneter." „Aber ich ginge viel lieber nach Schwalbach, wissen Sie, Exzellenz geht mit ihrer Tochter auch dahin." „Gut, ich habe auch nichts gegen Schwalbach." Am andern Morgen: „Lieber Herr Doktor, Sie werden mir ja gewiß nicht zürnen, ich habe mir nämlich die Sache überlegt und finde doch, daß für meine Nerven Ostende das Beste wäre. Sind Sie nicht auch der Meinung?" „Gewiß, gnädige Frau, ich war schon selbst halb und halb mit der Idee hergekommen, Ihnen ein Seebad zu verordnen." „Ach, wie freut mich das!"

Solcher ärztlicher Poloniusnaturen, die je nach Wunsch bald eine Wolke, bald ein Wiesel, bald ein Kamel diagnostizieren, gibt es unendlich viele. Nehmen wir es ihnen nicht allzu übel und bedenken

wir vielmehr, daß es meist in der That ganz gleichgültig ist, ob die gnädige Frau nach Pyrmont oder nach Ostende geht. Um eine ernste Krankheitsanzeige handelt es sich ja nicht, sondern nur darum, die aus unsern Lebensgewohnheiten kaum mehr auszulösende jährliche Sommerreise mit einem Scham- und Nützlichkeitsmäntelchen zu umhängen. Zu bedauern ist nur, daß in dieser Komödie gerade der Arzt zum Intriguanten und Dupierten gemacht wird. Denn man weiß nun, was man von seinen Orakelsprüchen zu halten hat, und wird in ernsten Dingen auch eine ernstere Pythia auf den Dreifuß setzen.

Mit solchen kleinen Gefälligkeitsaccepten fängt der alte Lügenteufel an, das Gewissen einzuschläfern. Ist denn so großes Unrecht dabei, fragt man sich dann wohl, in solchen Nebendingen verschiedene Meinungen und Ansichten gelten zu lassen? Was könnte es für Nutzen schaffen, hier starrsinnig auf einem Punkte und bei einer Meinung, die mir im Grunde doch nur in den Mund gelegt worden ist, beharren zu wollen? Ist es nicht vielmehr meine Aufgabe, gefällig zu sein und unschädliche Wünsche nicht in schroffer Weise zurückzuweisen? Und dann, wer und was entschädigt mich, wenn ich mir vielleicht durch ungeschicktes Verhalten eine reiche Klientel vergebe? Da haben wir's, das ist des Pudels Kern — Furcht, die Praxis zu verlieren! Daß dabei im Grunde aber von der Achtung der Klientel vor dem Arzte verloren geht, ohne die er auch nur auf schwankem Brette steht, wird ganz übersehen. Auch die Selbstachtung leidet bei solchen sich wiederholenden Demütigungen. Denn Demütigungen sind es, wenn sich auch Alles in den feinsten und freundschaftlichsten Formen vollzieht, und schon auf der Treppe beschleicht den in diesen Dingen noch nicht genügend versierten Neuling moralischer Katzenjammer. Später wird es dann freilich zur Gewohnheit und man merkt nicht mehr viel davon, daß man im Grunde zur komischen Person geworden ist.

Auch bei vielen anderen Anlässen beutet das Publikum Gefälligkeit und Schwachheit des Arztes aus. Das Attest ist dann häufig

der Talisman, der alle Wünsche befriedigt. Heini hat einen Widerwillen gegen das Turnen, weil er ungeschickt ist und ausgelacht wird, oder auch die Mutter findet, daß Heini nach dem Turnen immer blaß aussieht, obgleich er doch sonst seine ganze freie Zeit mit lärmenden Spielen auf der Straße zubringt. Flink ein Attest her, daß Heini wegen Nervösität vom Turnen dispensiert werden müsse! Die Familie will eine Woche vor Beginn der Ferien in die Sommerfrische gehen und durch ärztliche Atteste werden die Kinder vom Schulbesuche befreit. Ein lästiger gerichtlicher Termin steht an. „Nicht wahr, Herr Doktor, Sie geben mir ein Attest, daß das Erscheinen an Gerichtsstelle meine Nervenaufregung steigern würde?“ Einem Lehrling behagt seine Stellung nicht und er liegt dem Vormund so lange in den Ohren, bis dieser sich entschließt, den Arzt um ein Attest anzugehen, daß das Mündel für die Arbeit zu schwach sei. Allen solchen Zumutungen gegenüber, wie sie dem Arzte täglich gemacht werden, ist die Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! wohl am Platze. Der ehrliche, in sich gefestete und sich selbst getreue Arzt wird ihr nicht unterliegen, nur dem Schwachen ist sie gefährlich.

Wir wollen übrigens nicht zu streng richten, denn gelegentlich zeigt sich jeder einmal schwach. Vor Jahren suchte mich in meiner Sprechstunde öfter ein alter, wunderlicher Herr auf, der stets allerlei zu klagen und zu fragen hatte. Er gehörte zu der Sorte von Patienten, denen mit allgemeinen diätetischen Vorschriften nicht gedient ist, sondern die Alles vom Rezept erwarten. Eines Tages schwingt er schon in der Thür freudestrahlend ein altes vergilbtes Papier in der Hand und verkündet, er habe das Glück gehabt, ein ausgezeichnetes Rezept wiederzufinden, das ihm schon vor vierzig Jahren ein berühmter Unterleibsdoktor in Berlin verschrieben habe. Gerade diese Pillen seien das Wahre gegen seinen Zustand gewesen. Ob ich nicht die Gefälligkeit haben wolle, das Rezept, das schon auseinanderzufallen drohe, abzuschreiben und vielleicht auch noch in das neue Medizinalgewicht zu übersetzen. Ich hätte es ablehnen sollen, denn

es ist nicht gut gethan, mit fremdem Kalbe zu pflügen, und der Arzt soll stets seine eigene Haut zu Markte tragen. Aber, sei es nun, daß ich die Sünde überhaupt für eine läßliche hielt, sei es, daß ich die Hoffnung des Kranken, sonst unsere beste Bundesgenossin, nicht verjagen wollte — genug, ich that es. Nach einiger Zeit erscheint der Herr wieder und erzählt nun in seiner redseligen Art die mit dem Rezept erlebten Abenteuer. In der Apotheke habe ihm der Provisor gesagt, es würden sehr teuere Pillen werden, dessen habe er sich ja auch noch erinnert, es sei nämlich Castoreum sibirense darin, das sehr viel koste, ob er nicht lieber Castoreum canadense nehmen solle, das schon für den zehnten Teil des Preises zu haben und ganz ebenso gut sei. Da habe er sich bethören lassen und zugestimmt, aber die Pillen hätten nichts, rein nichts geholfen. „Solch ein dummer Provisor!" Darauf sei er zur Ratsapotheke gegangen und dort habe ihm der Provisor, der einen sehr gebildeten Eindruck gemacht habe, auch sofort gesagt, natürlich müsse es Castoreum sibirense sein, er wundere sich sehr, daß sein Kollege nicht sibirense genommen habe, canadense helfe lange nicht so gut. Das Rezept habe 15 Mark 30 Pfennige gekostet. „Aber sofort hat es geholfen, die Stauung im Unterleibe, wissen Sie, war wie weggeblasen, wie weggeblasen. Was sagen Sie dazu, Herr Doktor?" Einigermaßen beschämt, daß diesesmal nicht ich, sondern der längst verstorbene berühmte Unterleibsdoktor in Berlin geholfen hatte, durfte ich mich doch darüber freuen, daß den Kranken nun wenigstens zum Castoreum sibirense ein felsenfestes Vertrauen beseelte.

Daß der Arzt außer seinem Berufe auch noch etwas anderes ist, z. B. Schriftsteller oder Kommunalbeamter, oder sich an Vereinen beteiligt, kommt ihm nicht gerade zu gute. Denn es zeigt, daß er auch noch für anderes Zeit hat, und das liebt das Publikum nicht. Das Publikum ist eifersüchtig, es will, daß ihm der Arzt allein zu Gebote stehe und beehrt ihn, wenn er noch etwas anderes treibt, gern mit der Bezeichnung eines „vielseitigen Herrn", d. h. eines

Arztes, dem es im Grunde mit seiner Praxis nicht ganz ernst sei. Freilich gilt dies eigentlich nur für große Städte. In kleinen Orten thut der Arzt gut, sich auch auf andere Weise Einfluß und Popularität zu verschaffen. Daß er dem Honoratiorenkasino angehört, ist selbstverständlich, außerdem aber muß er Mitglied des Kriegervereins, des Gesangskränzchens, der freiwilligen Feuerwehr und des Vorschußvereins sein und hier überall die höchste Sprosse zu erklimmen suchen. Bringt er es bis zum Stadtverordneten oder gar zum Beigeordneten, so ist, falls ihn nicht der Neid der Götter oder eigener titanenhafter Uebermut wieder von der Höhe herabstürzt, sein Einfluß gesichert.

Die Frage, ob ein alter oder ein junger Arzt vorzuziehen sei, ist schon oft besprochen worden, und Hufeland in seinem Encheiridion hat wohl das Beste darüber geschrieben. Viele werden sich unbesehen für den alten Arzt entscheiden, denn, sagen sie, er hat die meiste Erfahrung. Richtig, unbedingt richtig, wenn längeres Leben immer zugleich größere Erfahrung bedeutete. Es gibt aber, wie schon im vorigen Jahrhundert der berühmte Arzt Zimmermann hervorhob, neben der wahren auch eine falsche Erfahrung. Ein Arzt kann sehr viel Krankheitsfälle gesehen, meinethalben auch behandelt haben, und hat doch keine Erfahrung. Denn er hat sie nur äußerlich erlebt, aber nicht innerlich aufgenommen. Er hat sie nicht durchdacht, nicht mit seinem Vorstellungsinhalt verschmolzen, und um so weniger wird er letzteres gethan haben, je ärmer sein Kenntnisschatz von vornherein gewesen war. Vielleicht hat er sie auch nur mit dem Auge, nicht mit dem Herzen gesehen. Aber ein mitdurchfühlter, mitdurchlittener Fall läßt mehr erfahren als hunderte, die unser Gemüt unberührt lassen. So wird auch nur der Arzt, der mit seiner Wissenschaft fortlebt, wirkliche Erfahrungen machen können, niemals aber der Routinier. Ughetti (a. a. O.) hat ein hübsches Gleichnis dafür gefunden. „Wehe dem Arzte," sagt er, „wenn er nicht immer wachsamen Geistes, aufmerksamen Auges Alles beobachtet, was keimt, wächst oder dürr wird am Baume der Wissenschaft, wehe ihm, wenn er nur ein wenig schläft, es wird

ihm gehen wie jenem, der nach dem ersten Akte eines Schauspiels aus dem Theater gerufen wird und erst im dritten wieder eintritt und diesen nun damit zubringen muß, mit Hilfe seiner Phantasie das Fehlende zu vervollständigen." Wie andere Verschwender, so gibt es auch Aerzte, die von ihrem Kapitale zehren. Manche bringen von der Universität oder aus ihrer Assistentenzeit ein schönes Kapital mit, aber wie bald ist es verschleudert! Trifft man sie dann nach einer längeren Reihe von Jahren wieder, so erstaunt man über ihre Armut und Bettelhaftigkeit.

Zieht man dies alles recht in Betracht, so wird man finden, daß sich ein junger Arzt mehr wahre Erfahrung angeeignet haben kann, als mancher noch so gesuchte alte Praktiker. Das Publikum aber kennt nur die eine Art der Erfahrung, die falsche, und zieht sie in Betracht. Es glaubt stets, wer lange gelebt, müsse viel gesehen, und wer viel gesehen, müsse viel erfahren haben. Die rohe Erfahrung irgend eines alten Schäfers oder Kräuterweibes schätzt es deshalb der wissenschaftlich und kritisch gefesteten des Arztes mindestens gleichwertig.

Müssen wir somit zugeben, daß wahre Erfahrung kein natürliches Attribut des alten Arztes ist und sich häufig auch beim jungen findet, so gibt es doch etwas, in dessen Beurteilung der erstere dem letzteren unbedingt voraus ist, weil hier auch der Routinier von seinem Alter profitiert, nämlich in der Vorhersage, der sogenannten Prognose. Im Verkehre des Arztes mit dem Publikum ist die Kunst der Prognose viel wichtiger, als selbst die Diagnose. Denn sollte letztere auch einmal falsch sein, so entzieht sich dies doch dem Urteile des Kranken und der Angehörigen ganz und gar. Meist wird auch, was das Beste dabei ist, kein Schaden dadurch angerichtet. Hat sich dagegen der Arzt zu einer falschen Prognose verleiten lassen, so liegt in kurzer Zeit der Irrtum vor aller Augen. Dies stellt aber den Arzt nicht nur bloß, sondern es kann auch gefährlich für den Kranken werden oder wenigstens allerhand andere Nachteile mit sich bringen. Meist allerdings spielt bei der falschen Prognose auch die falsche Diagnose

eine Rolle. Ein Herr in guten Jahren und von kräftiger Konstitution klagt seit einigen Tagen über Schmerzen im Oberschenkel. „Wie lange kann es dauern, Doktor? In acht Tagen hab' ich eine wichtige Geschäftsreise — werd' ich reisen können oder soll ich abschreiben?" Der erfahrene Arzt, der ganz gut weiß, was alles solche Schenkelschmerzen zu bedeuten haben können, wird sich vorsichtig ausdrücken, der unerfahrene aber, der nur Muskelrheumatismus zu sehen glaubt und nebenbei der liebenswürdigen Ansicht ist, daß es die erste Pflicht des Arztes sei, den Kranken zu „beruhigen", versichert mit Enthusiasmus, in einigen Tagen längstens werde alles vorüber sein. Aber es ist nicht vorüber, es dauert eine Woche, acht Wochen, ein ganzes Vierteljahr, denn es war eine regelrechte Ischias geworden. Umgekehrt: ein dreijähriges Kind fiebert plötzlich sehr hoch, hat starke Kopfschmerzen, fängt an zu delirieren und bohrt mit dem Hinterkopf in die Bettkissen. „Höchst bedenklich, es steht das Schlimmste zu befürchten!" orakelt der Doktor, der sich etwas voreilig die Diagnose auf Gehirnentzündung zurecht gemacht hat. Am andern Tage läuft das Kind schon wieder ganz munter in der Stube herum — es war nur eine Ephemera gewesen. Die Eltern sind sehr dankbar — aber nicht dem Arzte, der sie unnötigerweise in schwere Sorge und Aufregung versetzt hatte. Also auch hier heißt es: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold — vor allem aber, sich kein voreiliges Urteil bilden. Die prima-vista-Diagnosen imponieren ja immer einigermaßen, vorsichtiger aber ist es doch, erst den Verlauf eine kurze Strecke zu verfolgen. Wie viel ungesuchte Weisheit offenbart doch das geflügelte Wort: Abwarten, Theetrinken! Schädigt der Arzt mit einer unrichtigen Prognose meist nur sein eigenes Ansehen, so kommen doch auch Fälle vor, wo dem Kranken ernstliche Nachteile zugefügt werden, nämlich überall da, wo eine Versäumnis damit verknüpft ist. Das kann bei beginnenden Geisteskrankheiten vorkommen, namentlich bei der mit Größenwahnsinn, wilder Kauf- und Spekulationssucht verbundenen Paralyse. Hier ist schon manches große Vermögen verloren gegangen, weil der Arzt die

ersten Symptome zu leicht genommen und nicht für rechtzeitige Unterbringung in eine Anstalt gesorgt hatte.

Meist also wird die fehlerhafte Prognose durch fehlerhafte Diagnose verschuldet, und hier wird der alte Arzt gewiß ebenso oft sündigen, als der junge. Aber er ist durch Erfahrung gewitzigt und versteht besser, zu schweigen. Mitunter aber ist die Prognose Sache des Temperaments, der optimistische Arzt sieht jeden Fall leichter an, als der pessimistische, der überall verborgene Gefahren wittert. Immer aber ist, selbst wenn die Diagnose sich als ganz richtig erweist und der Verlauf mit ziemlicher Sicherheit vorausgesehen werden kann, Vorsicht geboten. Ein Typhuskranker zeigt gegen Ende der dritten Woche sinkende Fiebertemperatur — ein sonst normales und erwünschtes Ereignis. „Es geht vortrefflich, gar keine Gefahr mehr!“ ruft der optimistische Hausarzt, und wenige Stunden darauf erfolgt eine sehr bedenkliche Darmblutung! Die Angehörigen werden sicher nicht verfehlen, von dieser verunglückten Vorhersage einen Schluß auf den Grad kritischer Sorgfalt, mit der der bisherige Verlauf vom Arzte betrachtet worden ist, zu ziehen, und man wird nur zu geneigt sein, die, wenn auch ganz ungerechte Beschuldigung auszusprechen, daß es versäumt worden sei, rechtzeitig vorzubeugen.

Trotzdem das Alter manches voraus hat und trotzdem ich selbst zu den Alten zähle, rede ich doch dem jungen Arzte das Wort. Es liegt etwas Erfrischendes in dem Enthusiasmus der reifen Jugend und des kräftigen Mannesalters, in dem hoffenden Optimismus, mit dem alles Neue begrüßt wird. Läuft auch der junge Arzt manchem nach, das sich bald als Trugbild erweist — seinen Kranken schadet er damit nicht. Der alte Arzt, es gibt natürlich auf beiden Seiten Ausnahmen genug, hängt auch am Alten und entschließt sich schwer zu einer neuen Betrachtung der Dinge und noch schwerer zu neuen Methoden, teils allerdings durch üble Erfahrungen belehrt, teils aber auch, weil das Neue sich störend in seine gefesteten Gedankenkreise sich eindrängt. Dazu kommt, daß es auch beim Arzte von einem gewissen

Alter an bergab zu gehen pflegt. Der innere Arzt, vor allem der Seelenarzt, ist besser daran, er wächst, sofern er überhaupt nur gesund bleibt, bis zu seinem Tode. Aber beim Chirurgen, Geburtshelfer, Augenarzt, kurz bei jedem Spezialisten, wo die Technik eine große Rolle spielt, bezeichnet etwa das fünfzigste bis fünfundfünfzigste Lebensjahr den Höhepunkt. Von da ab geht es unaufhaltsam abwärts, Hand und Auge lassen nach und betrügen, wie ungetreue Diener ihren Herrn, den Willen. Neue Forschungen sind vom alten Arzte auch nicht mehr zu erhoffen, höchstens, daß er seine „Erfahrungen" zum besten gibt. Ob jung aber, oder alt — das Meiste wird der Arzt ausrichten, der am suggestivsten wirkt. Suggestiv aber wirkt man vor allem durch seine Persönlichkeit, namentlich auf die Frauenwelt. Es ist ganz unglaublich, was Frauen für ihren Arzt thun können — manche werden ihm zu Gefallen sogar gesund. In Variation eines bekannten Spruches kann man hier sagen: Non medicamentum, medicus sanat — nicht die Arzenei, der Arzt hilft.

Nun hat also der Kranke seinen Arzt gewählt, die Angehörigen, alle Tanten und Onkels haben gesprochen und auch der alte Hausarzt, der inzwischen in Ruhestand getreten und otium cum dignitate in der Familie genießt, hat ebenfalls sein autoritatives Urteil abgegeben — der Arzt ist gewählt. Oder die Sache verläuft einfacher. Der Kranke bestimmt selbst, ohne irgend jemand zu fragen, den Arzt seines Vertrauens. Nun gilt es, sich mit ihm einzurichten, und hier kommt es, um ein erfreuliches Verhältnis zu erzielen, wesentlich auch auf das Benehmen des Klienten an. Knigge hat leider versäumt, seinem viel gelesenen Buche ein Kapitel über den Umgang mit dem Arzte einzufügen. Denn wenn es auch im allgemeinen zutrifft, daß das Publikum den Arzt so behandelt, wie er es verdient, so gibt es doch viele Ausnahmen, und gegen den Arzt verfehlt sich auch der Beste einmal, ohne sich etwas Böses dabei zu denken. Alexander der Große ließ seinen Arzt ans Kreuz schlagen, weil sein Liebling Hephästion gestorben war, und in der guten, alten Zeit bekam, wie wir schon gehört haben,

der preußische Feldscher die Fuchtel, wenn er einen der Potsdamer Riesengardisten hatte sterben lassen. Thatsächlich geprügelt wird in unserer so schönen vorgeschrittenen Zeit nicht mehr, aber die moralische Fuchtel bekommt der Arzt noch alle Tage. „Denken Sie," raunt die Frau Nachbarin der andern zu, „er hat dem Jungen Eis auf den Kopf legen lassen — bei Scharlach! Hat man so etwas schon gehört? Das weiß doch jeder, daß der Körper warm gehalten werden muß, damit der Ausschlag recht herauskommt. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Sache schief geht. Die armen Eltern!" „Also an einem Bruchleiden ist Ihr lieber Mann gestorben? Hätten Sie ihn nur nicht operieren lassen! Meine selige Mutter hatte auch einen Bruch, der nicht mehr zurückzubringen war, er wurde brandig, und Mutter ist auch daran gestorben. Nun freue ich mich, daß sie die Schmerzen der Operation nicht erst zu überstehen gehabt hat. Aber jetzt sind die Aerzte immer sogleich mit Schneiden bei der Hand."

Das sind Stimmen aus dem Volke, aber auch in den vornehmsten Kreisen kann man ähnliches hören. „Verordnet der Kerl meinem Kutscher eine Medizin, wahre Pferdemedizin, kann ich Ihnen sagen, viel schlimmer darnach geworden, habe Kerl sagen lassen, hätte einen anderen genommen!" „Ach, wären wir doch Ihrem Rate gefolgt, gnädige Frau, und hätten unsere Tochter nach Davos geschickt, statt in das Sanatorium! Dann wäre sie gewiß gesund geworden. Aber der Doktor bestand ja durchaus darauf — natürlich, weil ihm die rechte Erfahrung über Davos fehlt."

Nun sollte man glauben, die ausgleichende Gerechtigkeit müsse ihres Amtes walten und der Arzt für gelungene Kuren auch genügend gepriesen werden. Weit gefehlt! Da ist es jedesmal die „Natur" gewesen, die geholfen hat, die kräftige Konstitution, die gesunden Säfte, die herrliche Luft. Oder die liebevolle Pflege! Für die Pflege zeigt das Publikum stets mehr Erkenntlichkeit als für die ärztliche Behandlung, vielleicht weil es mehr davon sieht. Die Pflege ist stets eine „aufopfernde" — daß der Arzt, der alle Verantwortung und

alles Nachdenken allein hat, sich in schweren Fällen ebenfalls in Sorge opfert und manche schlaflose Stunde daran gibt, daran wird nicht gedacht.

Die Dankbarkeit gegen den Arzt ist überhaupt ein Thema, über das sich ein ganzes Buch schreiben ließe. Man nennt Dankbarkeit wohl eine echt menschliche Tugend, aber eine Art von höher klassifizierter Tugend, die nur von ethisch höher Gestellten geübt werde. Das mag wohl sein. Von gewöhnlichen Menschen wenigstens Dankbarkeit zu verlangen, würde von wenig Kenntnis der menschlichen Natur zeugen. Denn Dankbarkeit ist ein Gefühl der Verpflichtung, und wer fühlt sich gern dauernd verpflichtet? Ja, ich glaube, auch die ethisch um einen Kopf höher stehen, als der gewöhnliche Menschenschlag, werden die Frage, was sie selbst anbetrifft, lieber verneinen. Die Geschichte berichtet uns lehrreiche Beispiele, wie hoch man gelegentlich die „segensreiche Thätigkeit" des Arztes bewertete, vornehmlich allerdings solche Praxis, die nicht vom Glücke begünstigt war. Von dem Arzte Alexanders des Großen haben wir schon gehört. Bei den Türken war das Spießen beliebt. So ließ Sultan Selim seinen Arzt ins Jenseits befördern und hatte es so eilig damit, daß er nicht einmal seine Genesung abwartete. Caracalla ließ soviel Rücksicht walten, seine Aerzte wenigstens erst, nachdem sie ihn kuriert hatten, umzubringen. Von welcher Idee dieser verrückte Degenerierte dabei geleitet wurde, erzählt die Geschichte nicht. Vielleicht waren sie ihm zu wenig naturheilkundig und waren ihm mit ihren „Medizingiften" zu sehr auf den Leib gerückt. Denn auf Körperpflege hielt er viel, wie die noch heute ragenden Ruinen seiner kolossalen Thermen in Rom beweisen. Die Assisen Gottfried von Bouillons und Venedigs verurteilten den Arzt, der einen Sklaven nicht geheilt, zum Schadenersatz. Ließ aber ein jüdischer Arzt einen christlichen Patienten sterben, so wurde er mit einem Uringlas in der Hand aufgehängt.

Ein rechter Schalk muß Philipp von Macedonien gewesen sein, denn seinen Arzt Menekratus bezahlte er wie die Götter, nur mit

Räucherwerk. Der Gottesmann Luther aber gab seinem Arzte Curio als Uriasschreiben folgende Empfehlung an den Kurfürsten mit: „Die Praxis ist mager; ich selbst habe für viele Dienste ein Nichts gegeben, außer einem Trunk Bier."

Als erfreuliche Gegenstücke werden wir weiter unten sehen, wie schön sich Dankbarkeit hoher Persönlichkeiten in klingender Münze abgefunden hat.

Ughetti (a. a. O.), dem ich diese Notizen zum Teil entnehme, erzählt eine hübsche Geschichte von einem türkischen Derwisch, der nach Teheran ging und sich dort frischweg als Augenarzt niederließ. Fünf Perser ließen sich von ihm operieren, nachdem sie vorher mit ihm einen Vertrag, daß sie ihm im Falle des Mißlingens die Hand abschneiden dürften, gemacht hatten. Die Operationen wurden vollzogen und mißlangen natürlich sämtlich, und nun wollten die blind gewordenen Operierten die Hand haben. Der Richter aber sprach: In Anbetracht dessen, daß dem Angeklagten nicht fünfmal könne die Hand abgeschnitten werden, sei die Klage abzuweisen. Aber da er in einem feindlichen Lande geboren worden, so solle er in seine Heimat zurückgeschickt werden. Dort werde seine Kunst mehr Schaden anrichten, als ein ganzes persisches Heer. — Ebenso weise handelte ein König von Schottland. Er beklagte es, daß so viele seiner Unterthanen durch junge Aerzte einem frühen Tode entgegengeführt würden, und erließ deshalb den Befehl, daß jeder Arzt vorher erst zwanzig Jahre in einem feindlichen Lande praktiziert haben müsse.

Dankbarkeit ist ein Gefühl der Verpflichtung. Bei großen Diensten, die der Arzt fortgesetzt geleistet hat, wird es manchen Menschen so drückend, daß sie die Last einfach abwerfen. Dann nimmt man einen anderen Arzt, nur, um nicht noch mehr belastet zu werden. Noch gründlicher wird der dankbare Patient aller peinlichen Gefühle ledig, wenn er den Arzt hinterher noch verleumdet und herumerzählt, er sei von ihm vergiftet worden. Solche Ethiker finden immer ein aufmerksames Ohr im Publikum.

Die alte Sitte, seine Dankbarkeit nach eigenem Belieben in klingende Münze umzusetzen, ist immer mehr in Abnahme begriffen. Man verlangt jetzt meist eine Rechnung vom Arzte, was zwar nicht so ideal aussieht, aber praktischer ist und dem modernen Grundsatze von Leistung und Gegenleistung besser entspricht. Es gibt freilich auch Leute genug, und bibelfeste dazu, die von der Ermahnung Jesus Sirachs: „Ehre den Arzt mit gebührender Verehrung, daß Du ihn habest zur Not!" nicht viel halten. Zu ihrer Entschuldigung dient jedenfalls, daß Jesus Sirach zu den Apokryphen gehört, von denen Luther bekanntlich sagt, daß sie zwar nützlich zum Lesen, aber keine Richtschnur seien. In China soll die bequeme Sitte herrschen, daß der Arzt für gehabte Mühe überhaupt nichts erhält, sondern nur dann, wenn der Klient im Laufe des Jahres oder des Monats ganz gesund geblieben ist. Die vorbeugende Kunst der Aerzte muß dort offenbar sehr groß und der gute Wille der Klienten sehr stark sein, wenn es überhaupt jemals zur Zahlung eines Honorars kommen soll. In England ist noch Barzahlung üblich. Dort bekommt der Arzt nach jeder Visite sein Honorar auf einem Teller präsentiert oder achtungsvoll in die hohle Hand gedrückt. Geschieht es einmal nicht, so ist es ein stummes, aber beredtes Zeichen, daß er nicht mehr wieder zu kommen braucht. In Deutschland würde man sich mit dieser freimütigen Methode wohl kaum befreunden. Ich kenne wenigstens praktische Aerzte, die so unpraktisch sind, daß sie immer noch von ihrem „idealen" Berufe sprechen und rot werden, wenn man sie um die Rechnung bittet. Daher zum Teil kommt es wohl auch, daß in Deutschland die Entlohnung des Arztes durchgängig auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt ist. Die Welt ist weggegeben, und nicht bloß der Poet, sondern auch der Arzt hat zu lange nach oben gesehen. Höchst reale Mächte, wie die Ueberfüllung des Standes, die oft durch Not erzwungene Unterbietung, die Krankenkassengesetzgebung und manches andere haben das Niveau noch weiter erniedrigen helfen. Dafür kann sich die Phantasie des armen deutschen Arztes, während er

für 35 Pfennige seinen Kassenarztbesuch macht, an einigen Honoraren englischer Aerzte ergötzen. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht wird es ihn anmuten, wenn er vernimmt, wie ein englischer Militärarzt von einem reichen indischen Rajah, reich sind die Rajahs bekanntlich alle, aber dabei auch freigebig, für die Behandlung eines akuten Gelenkrheumatismus 10000 Pfund Sterling nebst so und so viel Diamanten und Perlen erhalten hat. Katharina II. honorierte dem englischen Arzt Dimdale, den sie nach Petersburg beordert hatte, um sie zu impfen, die gelungene, wenn auch nicht gerade lebensgefährliche Operation mit 250000 Frcs., 25000 Frcs. Reisespesen, 12500 Frcs. Jahrespension und den herkömmlichen Geschenken. Außerdem durfte er sich fortan Baronet nennen. Spencer Wells, der berühmte Gynäkologe, hat mit seinen Ovariotomien ungezählte Millionen verdient, freilich noch lange nicht so viel, als Rockefeller mit Petroleum. Gegen solche königliche Einnahmen schrumpfen die Honorare selbst unserer beneidetsten Spezialisten zu ärmlichen Trinkgeldern zusammen.

Einen ganz köstlichen Erguß über Undankbarkeit und wie man sich selbst zu belohnen hat, finde ich in dem alten Buche: „Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette.“ (Von einem patriotischen Pfälzer. Neue Auflage. Mannheim 1800.) Der ungenannte Verfasser klagt: „Statt der Ehrensäulen, welche Rom verdienstvollen Aerzten errichtete, wird man niederträchtig behandelt, und die meiste Belohnung besteht darin, daß man die Ehre gehabt, den hochwohlgebohrenen, hochedelgebohrenen oder ehrenvesten Puls zu fühlen und seine Nase mit den Ausdünstungen der muthwillig verschwelgten Gesundheit zu vergiften.“

Aber dabei ist der patriotische Pfälzer des Trostes nicht bar. „Doch lassen Sie,“ so fährt er fort, „durch die so schändliche Undankbarkeit einiger Mitbürger den Mut nicht sinken; haben Sie das Glück, ein Pfälzer zu seyn, so leben Sie unter einem zärtlichen Vater und gnädigsten Beschützer der schönen Künste; dieser Liebenswürdigste! — Mach' ihn doch unsterblich, göttlicher Arzt! — Dieser gnädigste Fürst

verehret, schätzet wert und belohnet jene reichlich, die sich dem Besten des gemeinen Wohles ernsthaft widmen. Werden Sie auch von einem oder dem andern mit Undank belohnt, so bezahlen Sie sich mit dem entzückenden Bewußtsein, daß Sie durch Ihre Kunst einem Mitbürger das Leben gerettet haben; dieser Gedanke allein ist fähig, Ihr schweres Amt zu erleichtern und den Undank zu vergessen. Bedienen Sie den armen Notleidenden mit dem nämlichen Eifer, mit der nämlichen Freundschaft und Unverdrossenheit, wie den Reichen und Sie werden das goldüberwiegende Vergnügen haben, zu sehen, wie Ihnen nackende unmündige Kinder, deren Vater, deren Mutter Sie durch Ihre Wissenschaft gerettet, stumme, aber rührende Danksagungen entgegenlächeln."

Ganz sicher scheint der patriotische Pfälzer der Freigebigkeit seines „Liebenswürdigsten" nicht gewesen zu sein, sonst würde er den jungen Arzt, den er in so edlem Sinne apostrophiert, nicht auf die Schätze der eigenen Brust verwiesen haben.

Daß übrigens Dankbarkeit noch nicht ausgestorben, bewies mir kürzlich folgendes heitere Erlebnis. In meiner Sprechstunde hatte ich einen Landmann beraten und forderte drei Mark dafür. Da, nach Erlegung dieses Obolus, warf mir der Biedere mit Gönnermiene noch ein Fünfzigpfennigstück zu und erläuterte diese auffallende Freigebigkeit mit der wohlwollenden Bemerkung: „Wil ik mit Sei tofreden bün." Ich hütete mich natürlich sehr, hier den Stolzen zu spielen, steckte vielmehr sothanes Trinkgeld ein, bedankte mich für das ehrende Vertrauen und hielt mich auch ferner bestens empfohlen.

An der Nachtglocke einer Apotheke wird heftig gezogen: „Für zwanzig Pfennige Pfefferminzthee! mein Junge hat so'n Leibweh." Der schlaftrunkene Provisor begibt sich an das Abwägen des heilkräftigen Krautes. „Sagen Sie mal," wird er gefragt, „ist auch Kamillenthee für Leibschmerzen gut?" „Jawohl," erwidert der gefällige Provisor, „Kamillenthee ist auch gut." „Na, dann danke ich schön, Kamillenthee habe ich zu Hause. Adjes!" Ganz so schlimm geht es den Aerzten nun wohl nicht, aber, daß sie oft zur Unzeit geholt

werden, entweder zu spät oder zu unpassender Zeit, ist eine alte Klage. Wenn man gerecht sein will, darf man dem Publikum keinen zu großen Vorwurf daraus machen. Denn was versteht es davon? Die objektive Dringlichkeit abzumessen, ist es gar nicht im stande. Der Arzt wird zu einer Kranken gerufen, die seit gestern Erbrechen bekommen hat. Seit sechs Tagen, wird ihm gesagt, sei keine Leibesöffnung dagewesen, auch auf die stärksten selbstverordneten Mittel nicht, und jetzt finge die Kranke an, schwach zu werden. Der Arzt kommt, untersucht und findet in der Schenkelbeuge eine wallnußgroße Geschwulst, kleinen raschen Puls, verfallene Züge, das Erbrochene riecht übel — eingeklemmter Schenkelbruch! Bei der Operation ergibt sich Brand, die Kranke stirbt — der Arzt war zu spät gerufen worden. Etwas vorsorglicher hätte man hier nun wohl verfahren können, auch wenn man nichts davon versteht. — Ein diphtheriekrankes Kind geht noch in die Schule, trotzdem es schon seit zwei Tagen über Halsweh geklagt hat. Noch war es für ärztliche Hilfe nicht zu spät, aber es hätte leicht zu spät werden können.

Viel zahlreicher sind die Fälle, wo der Arzt um Kleinigkeiten willen oder zur Unzeit belästigt wird. Namentlich die Kassenarztpraxis hat die unbescheidensten Ansprüche an Kraft und Zeit des Arztes erwachsen lassen, wie ich gehört habe, denn aus eigener Erfahrung kann ich hier, da ich, Gott sei Dank, nie Kassenarzt gewesen bin, nicht sprechen. Aber auch von ganz wohlwollenden Patienten geschehen merkwürdige Verstöße. Eines Abends um zehn Uhr wird der Arzt aus einer Gesellschaft abgerufen. „Bitte," heißt es, „entschuldigen Sie nur, Herr Doktor, daß wir Sie gestört haben (die gewöhnliche Anrede!), aber Mariechen klagte heute Nachmittag über Kopfschmerzen, wir haben sie ins Bett gesteckt und jetzt schläft sie. Wir wollen Sie nur fragen, ob es in der Nacht nicht etwa gefährlich werden könnte." — Karlchen sei die Treppe heruntergefallen, der Herr Doktor möge doch sofort kommen — so wird eilig ins Haus gerufen. Der Doktor kommt und findet schon drei Kollegen im Hause versammelt.

Karlchen sitzt, wenn auch mit verbundenem Kopfe, ganz vergnügt da und ißt ein Butterbrot. Er ist gar nicht die Treppe hinuntergefallen, sondern nur auf der untersten Stufe gestolpert und hat sich eine Beule an der Stirn geschlagen, die von der kunstgeübten Hand des zuerst gekommenen Arztes mit einem Wasserumschlage bedeckt worden ist. „Ich danke den Herren vielmals für Ihre Mühe," lächelt die liebenswürdige Mutter dem versammelten Kollegium entgegen. „Nun bin ich ganz beruhigt."

Dergleichen kommt alle Tage vor, aber es ist dem Arzte doch viel, viel lieber, als wo ihm ein Zuspät! entgegentritt. Namentlich die Nacht mit ihrem „schwarzen Schleier" ist es, die den Aengstlichen noch ängstlicher macht, was übrigens weniger von dem Kranken selbst, als der besorgten Umgebung gilt. Man kann wohl sagen, daß neun Zehntel aller Nachtbesuche, ohne daß dem Kranken irgend ein Schaden oder auch nur eine Versäumnis geschähe, dem Arzte erspart werden könnten. Auch schon deswegen betrachtet dieser daher eine verständige und erfahrene Krankenpflegerin, die beruhigend auf die Umgebung wirkt, als eine überaus schätzenswerte Hilfe. Daß er die Sache nicht so dringlich finden werde, darauf ist der Arzt schon gefaßt. Wenn dann nur aber wenigstens immer geschähe, was er verordnet hat! Als ich noch als junger Arzt in einem schlesischen Landstädtchen praktizierte, wurde ich eines Nachts in ein weit in der Vorstadt gelegenes Haus zu einer alten Frau gerufen. Entsetzlicher Schneesturm, 5° Kälte, verschneite grundlose Wege, noch nach zwei Stunden konnte ich mich im Bett nicht erwärmen. Aber ich hatte doch meiner Pflicht genügt, hatte gewiß der alten Frau mit meiner Verordnung geholfen, wie ich voll gläubigen Vertrauens auf die Heilkraft der verschriebenen Pulver annahm, und war auch für die Angehörigen ein rechter Trost gewesen. Am anderen Morgen tritt das Familienhaupt und Sohn der Kranken, ein biederer Maurer, bei mir ein. Es ginge noch nicht besser, berichtet er, und auf die Frage, ob denn die Pulver nicht geholfen hätten, sagt er verlegen und doch dabei verschmitzt lächelnd:

„Nee, Herr Dukter, vor den Pulvern hatt'n mer Respekt, die ha'n mer gar nich erscht machen lassen."

Ein anderer Fall, der überdies trefflich die suggestive Wirkung ärztlicher Verordnungen illustriert, begegnete mir erst kürzlich. Einer Dame, die an leichten Anfällen von Präkordialangst litt und mitunter des Nachts davon heimgesucht wurde, so daß sie schon aus Furcht davor nicht einschlafen konnte, verordnete ich ein Schlafmittel mit der Weisung, es nur erforderlichen Falles zu nehmen, und indem ich es zugleich auch nicht unterließ, ihr bestimmt zu versichern, daß es helfen werde. Nach einer Woche stellt sich die Kranke wieder bei mir ein und versichert freudestrahlend, daß sie seither brillant geschlafen habe. „Nicht wahr, die Pulver? —" sage ich. „Ja wohl, die Pulver!" lautet die Antwort, „aber eingenommen habe ich sie nicht. Ich war schon so beruhigt durch den Gedanken, die Hilfe in der Nähe zu haben, daß ich ganz von selbst geschlafen und auch keine Angstanfälle gehabt habe."

Der unfolgsame Patient ist eine Erscheinung, der der Arzt häufig auf seinen dornenvollen Berufswegen begegnet. Es gibt Patientinnen, die zweimal täglich den Arzt rufen lassen, ihm durch neue Klagen stets wieder neue Verordnungen ablocken und beharrlich jede Medizin weggießen, jedes Pulver verschütten. Aber sie sind hier eigentlich nicht gemeint, es sind hysterische Frauen und ihre Handlungsweise selbst ist ein krankhaftes Symptom. — Rüde Gesellen, deren natürliche Roheit noch durch Alkoholmißbrauch gesteigert ist, betrachten den Arzt wohl als Feind, dem mit allen möglichen Chikanen und Grobheiten entgegenzutreten ihnen ein Herzensbedürfnis ist. Die verordneten Umschläge wirft ein solcher unliebenswürdiger Patient auf den Fußboden, die vorgeschriebene Diät innezuhalten, fällt ihm gar nicht ein, das verfluchte Zeug, beteuert er, das ihm der Doktor verschrieben, werde er sich wohl hüten, einzunehmen u. s. w. Mit einem gewissen Behagen, weil er weiß, daß er dem Arzte damit etwas Unerwünschtes sagt, berichtet er, daß er immer noch Schmerzen habe

und verschweigt wirkliche Besserung. Zum Glück sind solche Exemplare selten und noch seltener die Aerzte, die es sich gefallen lassen.

Dafür ist es eine ganz gewöhnliche Erfahrung, daß auch feine und gebildete Menschen dem Arzte die Nachfolge versagen, wenn es sich um eine notwendige Aenderung ihrer Lebensweise handelt. Sie bequemen sich wohl dazu, jedes Frühjahr ihren gewohnten Bußgang nach Karlsbad, Marienbad oder Kissingen zu machen, aber zu etwas weiterem sind sie nur schwer zu bringen. Das Geschäft erlaubt es nicht. Vor allem aber ist es die Charakterschwäche, die vor jeder Aenderung der Lebensgewohnheiten wie vor der schwersten Aufgabe der Welt scheu zurückweicht. „Verordnen Sie mir, was Sie wollen, Doktor, aber verbieten Sie mir den Wein nicht! Ich trinke ja auch so wenig, zum Mittagessen eine Flasche Rotwein, dann im Ratskeller, wie Sie wissen, zwei halbe Flaschen von dem leichten Mosel und abends höchstens noch eine halbe Flasche Rotwein. Cognac habe ich mir schon ganz abgewöhnt, nur mitunter einmal vor der Börse einen Schluck, und Bier trinke ich fast gar nicht.“ Werden ihm, wie es sich gehört, alle Spirituosen verboten, so meint er, daß der Arzt seine Natur nicht genügend berücksichtige. Weil er nicht weiß, daß es leichter ist, dem Teufel ganz als halb zu entsagen, versucht er es zunächst mit einer Reduktion, aber schon nach wenigen Tagen ist er wieder im alten Fahrwasser. Er müsse alle Tage wenigstens zwei Stunden laufen, verordnet der Arzt außer der üblichen Diät dem Fettleibigen. Drei Tage wird mit Ausdauer gerannt, dabei ein beglückender Appetit entwickelt, dann fällt das Laufen wieder fort, der Appetit aber bleibt. Es gehört eben viel Entsagung und Willenskraft zu allen diätetischen Kuren und deshalb nennt Rousseau auch die Körperpflege eine Tugend. Am leichtesten fällt es immer noch in Bädern und Sanatorien, wo man Leidensgefährten trifft und auch ein Ende der „Kur“ abzusehen ist. Auch habe ich gefunden, daß Kranke dem pfuschenden Naturheilkundigen lieber folgen, als dem Arzte. Leute, die durch keine Ueberlegung und keine Ueberredungskunst dahin gebracht werden können,

auch nur der mildesten ärztlichen Verordnung zu folgen, laufen schon des Morgens vier Uhr mit Enthusiasmus barfuß im nassen Grase oder den ganzen Tag mit nassen Strümpfen herum. Ich glaube, dies kommt daher, daß, vom Beispiele abgesehen, die Naturheilmethode die Energie mehr weckt, während bei der Behandlung des sogenannten Medizinarztes der Kranke immer noch einen seelischen Rückhalt an dem ohne sein Bemühen wunderwirkenden Rezepte hat. Denn ein Rezept erwartet unter allen Umständen der Patient vom Arzte, und wenn er ohne ein solches, wenn auch mit den sorgfältigsten diätetischen Vorschriften ausgerüstet, entlassen wird, so murrt er und sagt: „Wenn ich gewußt hätte, daß es auch „so" wieder besser wird, wäre ich gar nicht erst zum Doktor gegangen." Welches Glück für alle rezeptfrohen Aerzte, die Apotheker nicht zu vergessen, daß der Glaube an die unfehlbare Wirkung pharmazeutischer Mittel, wenn nur immer das Richtige getroffen würde, noch nicht ausgestorben ist!

Den erfreulichen Gegensatz zum leichtsinnigen bildet der allzu gewissenhafte Patient. Ein solcher war jener Bürgermeister, der gewissenhaft nicht bloß jeden Tropfen, sondern auch jede Minute abzählte und dadurch seinem Arzte den bewundernden Ruf ablockte: „Wahrlich, Sie sind es wert, krank zu sein." Er hat, nachdem alles auf das Genaueste und Kleinste angeordnet und besprochen worden ist, immer noch etwas zu fragen und läßt womöglich noch des Nachts den Arzt wecken, um ihm die wichtige Frage vorzulegen, ob das Trinkwasser 12° oder 14° R. haben solle und ob man richtig verstanden habe, daß die kalten Umschläge alle zehn Minuten sollten erneuert werden. Solcher unermüdlicher Frager und Fragerinnen, die den eiligen Doktor noch zwischen Thür und Angel festhalten, gibt es viele. Vom alten Heim und wie er einst eine lästige Fragerin abgefertigt hat, erzählt man sich eine köstliche Anekdote. Sie ist zwar schon bekannt, aber gute Geschichten kann man ein paarmal hören. Bei einer Hoftafel in Dresden, wohin er zu einer Konsultation berufen worden war, wird Heim von seinen Nachbarinnen, zwei ältlichen

Exzellenzen, weidlich mit ärztlichen Fragen gequält. „Denken Sie, Herr Geheimrat," sagte die eine, „was mir heute passiert ist! Ich pflege des Morgens zuerst ein Glas Wasser, darauf eine Tasse Kaffee und darnach wieder ein Glas Wasser zu trinken. Und heute gerade vergesse ich, das erste Glas Wasser zu trinken. Kann mir diese Abweichung von meiner Lebensgewohnheit wohl schaden?" „Gewiß, Exzellenz," erwidert Heim mit wichtiger Miene. „Fahren Sie sofort nach Hause und lassen Sie sich ein kaltes Lavement geben, damit der Kaffee wieder in die Mitte kommt." Um eine solche Antwort zu riskieren, muß man eben Heim sein. Einem jungen Anfänger, der von einer Dame, die noch dazu eine Exzellenz ist, so ins Vertrauen gezogen wird, möchte ich nicht dazu raten.

Vierter Abschnitt.

Von der ärztlichen Moral.

Gibt es eine besondere ärztliche Moral? Vor dreißig Jahren würde die Frage unbedingt verneint worden sein. Die Moral des Arztes, hätte man gesagt, ist die Moral jedes nach sittlichen Grundsätzen lebenden Mannes, angewandt auf die Besonderheiten seines Berufes, sein Ehrencodex der jedes Gentleman. Aber wie es überhaupt keinen feststehenden Moralbegriff gibt, so haben sich auch die Vorstellungen über das, was dem Arzte geziemt, verfeinert, und manche Handlung, die vordem jedem Arzte unbeanstandet durchging, wird heute schwer verurteilt. Dies gilt namentlich von der unzulässigen Reklame und dem Unterbieten bei öffentlichen Konkursen, was ja nur der früher geltenden alleinseligmachenden Manchestertheorie entsprach. An letzterem Beispiele sehen wir zugleich auch, daß jede Moralfrage im Grunde eine Magenfrage ist und daß jedes Vergehen gegen die Standesehre zugleich ein Vergehen gegen das Standesinteresse darstellt.

Hier gilt der Grundsatz: Eines schickt sich nicht für alle. Der Industrielle und Gewerbetreibende muß Reklame machen, wenn er vorwärts kommen will. Niemand nimmt es ihm übel, ja dem Publikum selbst mit seinen tausend und abertausend Bedürfnissen ist Reklame ganz unentbehrlich. Der große Unterschied liegt nur darin, daß der Industrielle nur seine Ware anpreist, der Arzt aber sich selbst. Allerdings ist es wohl übertrieben, wenn man dem angehenden Aeskulap-

jünger untersagen will, seine werte Gegenwart einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum durch eine bescheidene Annonce nebst Angabe der obligaten Sprechstunden überhaupt nur anzuzeigen, oder wenn man dem beschäftigten Praktiker und gesuchten Spezialisten die öffentliche Anzeige einer mehrwöchentlichen Abwesenheit vom Orte seiner segensreichen Wirksamkeit verdenkt. Aber zu häufiges Annoncieren ist mit Recht verpönt, denn es schiebt die Person auf den Vordergrund der Bühne, während wahres Verdienst und Selbstachtung sich ja, wie wenigstens die Moralisten lehren, bescheiden verstecken sollen. Eine feine und zugleich gentlemännische Art ist die, in Vereinen Vorträge zu halten und, wie man sich selbst vorredet, die Wissenschaft zu popularisieren. Man sieht dann doch, was für ein gelehrter, gewandter und trotz seiner Jugend hocherfahrener Arzt der junge Herr Doktor ist. Er spricht über Nervosität, Schlaflosigkeit und die Gefahren des Alkoholismus, setzt sich dann mit den Herren Vorstandsmitgliedern an den Kneiptisch und erläutert ihnen das eben so schön Gesagte die halbe Nacht hindurch durch persönliches Beispiel.

Daß man durch Bücherschreiben Reklame machen könne, hat wohl noch kein praktischer Arzt geglaubt. Denn wenigstens, wenn er nicht mehr ganz jung ist, weiß er, daß das Publikum eher alles andere von ihm verlangt, als Gelehrsamkeit. Nur Badeärzte und Inhaber von Kaltwasser- oder, wie man sie jetzt vornehmer nennt, von physikalisch-diätetischen Heilanstalten leisten sich noch solchen Luxus und preisen die natürlichen Heilfaktoren ihrer Etablissements, ozonreiche Luft, Waldesfrieden und Familienidylle. Aber hier wird doch etwas anderes, Objektiveres, genannt, als die Person des Arztes, und deshalb gehört es zu der erlaubten Art der Reklame.

Auf Täuschung des Publikums abgesehen, daher unerlaubt, ist die bislang sehr beliebte Methode, sich Spezialist zu nennen, ohne es zu sein. Man hat vielleicht die löbliche Absicht, es zu werden, wenn das Publikum gutherzig genug ist, sich als Versuchskaninchen herzugeben — aber noch ist es man nicht. Jedenfalls ist es immer

noch ehrlicher, als Täuschung zu dem Zwecke, mit ihrer Hilfe zu hausärztlicher Praxis zu gelangen.

Außer der Reklame gibt es noch viele andere Wege der Praxisjägerei und des unlauteren Wettbewerbes, als da sind: Versprechen und Gewähren von Trinkgeldern an Hebammen, Wochenbettfrauen und Heildiener, Veröffentlichungen von Danksagungen, Berichte im Wochenblättchen über Wunderkuren, politische und religiöse Heuchelei, Dienstbarkeit bei Kurpfuschern, Anerbieten brieflicher Behandlung, was meistens auf reinen Schwindel hinausläuft, und dergleichen Dinge mehr. Auch das Unterbieten gehört, falls nicht etwa bittere Notdurft es entschuldigt, dazu, namentlich wenn dadurch ein Kollege aus einer festen Lebensstellung gedrängt wird, wie dies häufig in der Kassenpraxis vorgekommen ist. In kleinen Orten, wo zum altangesessenen Medicus loci noch ein zweiter hinzutritt, ist es mitunter dessen erste Sorge, sich nach den Preisen des Kollegen zu erkundigen, um seine Forderungen womöglich noch etwas billiger stellen zu können. Dies alles ist unanständig, eines Gentleman unwürdig und kein Arzt von Selbstachtung wird zu solcher Niedrigkeit herabsteigen.

Ob der Arzt Gentleman oder Nicht-Gentleman ist, zeigt sich vor allem im Verkehr mit seinesgleichen und hier ist, wie männiglich bekannt, nicht immer Erfreuliches zu sehen. Ughetti (a. a. O.) drückt sich wohl etwas zu stark aus, wenn er sagt, es sei eine zu allen Zeiten, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten festgestellte Thatsache, daß sich die Aerzte untereinander beißen und kneifen und zerfleischen, wie eifersüchtige Hunde. Aber wahr ist es trotzdem, daß nur selten ein Arzt neidlos das Lob seines Konkurrenten anhört. Nur zu begreiflich! Meist ist nicht einmal niederer Brotneid dabei. Aber der Arzt tritt stets mit seiner ganzen Persönlichkeit, nicht mit dem, was er thut, sondern mit dem, was er ist, ein. Nur zu leicht erblickt er deshalb im Lobe eines andern eine Minderbewertung seiner eigenen Person, gerade so wie auch manche Prediger die Redekunst ihres Amtsbruders nicht gern rühmen hören und dessen Beichtkinder

mit einem gewissen Unbehagen betrachten. Auch schöne Frauen und Künstler empfinden diesen Stachel der Eifersucht. Denn beide bieten etwas Persönliches, die Frau an äußeren Gaben und der Künstler ein Stück seines Innern. Deswegen wird auch die Nichtachtung oder Minderbewertung, die der Kranke seinem Arzte dadurch erweist, daß er ihm einen anderen vorzieht, oft, und oft auch mit Recht, als Beleidigung tief empfunden. Dies sollte das geehrte Publikum bedenken, das gern der Meinung ist, es müsse ebenso leicht sein, seinen Arzt, als seinen Rock zu wechseln.

Es ist nicht immer gerade ein Anblick für Menschenfreunde, aber mitunter doch recht ergötzlich, die Aerzte unter sich, nämlich im persönlichen Verkehre untereinander, und den Flug der wohlgezielten Pfeile, die sie auf den Gegner, wollte sagen, den Herrn Kollegen abschießen, zu verfolgen. Merkwürdig — auch die größten Geister und Zierden der Wissenschaft sind nicht frei davon, und hoch-vornehme Praktiker halten es für nicht unter ihrer Würde, dem unbedeutendsten Anfänger gelegentlich einen Seitenhieb zu versetzen. Middeldorpf, ein berühmter Operateur und in seinem ganzen Auftreten von imponierender Vornehmheit, nannte den alten Operationstisch seines ehrwürdigen Vorgängers und Kollegen, des gleichfalls zu seiner Zeit sehr verdienten Chirurgen Benedikt, immer nur das Schafott. Einem fremden Arzte, der auf der Durchreise die Klinik besuchte, sagte er: Herr Geheimrat Benedikt habe eine neue Indikation für die Amputation beider Unterschenkel gefunden, und auf die Frage, welche? erwiderte er: wenn dem Kranken die Bettstelle zu kurz ist. „Der Gastfreund wandte sich mit Grausen“ ob der schnöden Rede. Und dabei hatte Middeldorpf dem also Geschmähten kurz vorher alles genommen gehabt, Praxis, Lehrstuhl und Klinik mit samt dem Schafott. Benedikt selbst betitelte seine Feinde, und fast alle Aerzte gehörten dazu, gewohnheitsmäßig mit den unerhörtesten Beinamen. Einstmals war es Middeldorpf passiert, daß ihm nach einer durch fehlerhafte Diagnose verschuldeten Operation die Kranke starb, und Frerichs,

der hochberühmte Arzt, der, wenn das Wort: le style c'est l'homme wahr ist, auch ein edler Mann war, leistete sich das freche Wort, Middeldorpf habe dafür das Zuchthaus verdient.

Daß an großen Krankenanstalten der innere Arzt und der Chirurg sich nicht vertragen, ist überhaupt eine fast ausnahmslose Erscheinung, während man doch gerade denken sollte, daß ihre Wege weit auseinander führen und zu Reibungen keine Gelegenheit wäre. Aber Ueberhebung und Geringschätzung spielen gerade hier eine Rolle. Der Chirurg, durch rasche und sichtbare Erfolge verwöhnt, unterschätzt die mehr beobachtende und kritisierende Thätigkeit des inneren Arztes, wie ja auch schon der berühmte Dieffenbach meinte, die Kunst des letzteren beschränke sich auf das Verschreiben von Brech- und Abführmitteln. Der innere Arzt aber erblickt in dem Chirurgen nur zu gern den Handwerker. Vielleicht haben beide manchmal recht, vielleicht auch manchmal nur einer von beiden, vielleicht auch keiner. Aber schon der Verdacht, daß der andere ihn nicht gehörig ästimiere, verstimmt und reizt zu Gegenäußerungen. Verschiedenheit des Temperaments, der Bildung, der persönlichen Neigungen, und nicht zum mindesten auch Cliquenwesen, thun dann das Ihrige dazu, solche Verhältnisse unerquicklich zu gestalten. Auch lehrt die Erfahrung, daß nichts gefährlicher ist, als den Herrn Kollegen bei einer recht handfesten Dummheit, einer ersichtlich falschen Diagnose oder einer schlecht ausgeführten Operation zu belauschen. Niedrige Naturen vergeben dergleichen niemals.

Dank dem in den letzten Jahrzehnten gepflegten Standesbewußtsein, hat sich auch in dem Verkehr der Aerzte unter sich die Moral allmählich verfeinert. Solche Exzentrizitäten, wie die oben erzählten, und wie die, die von den berühmten französischen Chirurgen Dupuytren und Lisfranc erzählt werden, die sich gegenseitig mit den Kosenamen: „Schlächter an der Seine" und „Mörder der Charité" schmückten, kommen nicht mehr vor, oder man erlaubt sie sich nur im Kreise seiner Vertrauten. Auch grundlose und insidiöse Denunziationen

oder durch die Presse verübte Beleidigungen sind selten, aus dem einfachen Grunde, weil auch die dazu erforderliche niedrige Gesinnung selten ist. Es gibt feinere Mittel der Wertschätzung, die man dem Herrn Kollegen zollt, Ausdruck zu geben. Man lobt ihn z. B. und preist in den höchsten Tönen seine Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und sein bestechendes Wesen, vergißt aber nicht, am Schlusse ein bedauerndes: „Schade, daß — —“ hinzuzufügen.

Ob Gentleman oder nicht, kann der Arzt am besten bei Konsultationen zeigen. Zwar die feierlich-grotesken Veranstaltungen früherer Zeiten, wo ein ganzes Kollegium ärztlicher Perückenträger zusammentrat und um den Preis galenisch-aristotelischer Gelehrsamkeit rang, sind verschwunden und Molière würde für seine köstliche Satire heute keine Modelle mehr finden können. Nur an hochvornehmen, an königlichen und kaiserlichen Krankenbetten wird noch ein Extraluxus an hoch- und höchstbetitelten Aerzten entfaltet. In der gewöhnlichen Praxis hat sich die Sache sehr vereinfacht. Denn diagnostische Kunst und Untersuchungstechnik haben eine solche Vervollkommnung erfahren, daß wichtige Meinungsverschiedenheiten über die Diagnose, die früher jede Konsultation belebten, heute kaum mehr vorkommen. Aehnliches gilt von der Behandlungsmethode, wenigstens innerhalb der Grenzen der orthodoxen Schulmedizin. Ein Allopath, um diese veraltete und nicht mehr recht anwendbare Bezeichnung der Kürze halber zu gebrauchen, wird sich allerdings bezüglich der Behandlung mit dem Homöopathen gar nicht, mit dem der Naturheilmethode huldigenden Kollegen nur schwer verständigen. Aber deswegen gehören Konsultationen hier auch zu den größten Seltenheiten und sind meist vom Zufalle veranlaßt.

Meistens ist es ein Spezialist, der vom Kranken oder seiner Umgebung als Konsulent zugezogen wird, und dies stumpft die verwundende Spitze ab. Oder der Arzt selbst hat ihn gerufen und dann verläuft die Sache noch viel glatter. Der Vorrang wird bereitwilligst dem Spezialisten eingeräumt, er operiert und leitet die Nachbehandlung,

während der Hausarzt sich mit der bescheideneren Rolle des verständnisvollen Zuschauers begnügt, der die schöne Aufgabe hat, der Familie Mut einzuflößen und ihr Vertrauen in eine glückliche Kur zu stärken.

Auch wenn der zugezogene Arzt demselben Fache angehört, also kein Spezialist, dafür aber eine „Capazität", z. B. Universitätsprofessor oder sonst ein „hohes Tier" ist, läßt sich die Sache noch leidlich gut an. Wehe aber, wo dies nicht der Fall ist, wo der vorgeschlagene Konsulent auch nichts mehr ist, als der behandelnde Arzt, vielleicht älter, erfahrener, gesuchter, aber doch im Grunde nichts anderes! Oder wenn nun gar der einzige gut gehaßte und gefürchtete Konkurrent der Stadt gerufen wird! Da tritt die auf die Person gerichtete Spitze doch zu nackt und scharf hervor, um nicht zu verwunden. Der Wunsch der Angehörigen, noch einen zweiten Arzt zu Rate zu ziehen, mag noch so sehr durch die Umstände gerechtfertigt erscheinen — ein Element des Mißtrauens enthält er immer.

Hic Rhodus, hic salta! Hier mag der Arzt zeigen, daß er Gentleman ist und klug dazu. Hier nur keine Empfindlichkeit markieren oder gar die Beratung ablehnen, sondern sich ohne Murren ins Unvermeidliche schicken! Bescheiden, wenn auch mit Würde in den Hintergrund treten, ist jetzt seine Aufgabe. Denn er wird sich keine Illusionen machen, er weiß, daß er jetzt erst in zweiter Reihe kommt, und daß aller Augen auf den neuen Stern gerichtet sind. Dessen Wort ist jetzt das Evangelium — natürlich! Weshalb sonst machen wir uns die großen Kosten? Jeder Erfolg wird ihm und nur ihm gut geschrieben und der Hausarzt kann von Glück sagen, wenn für den Mißerfolg nicht er und seine Behandlung verantwortlich gemacht werden. „Ja, wenn wir den Dr. Rathgeber nicht geholt hätten! Unser Hausarzt ist ja sonst auch ganz tüchtig, aber hier sah man doch gleich, wie Zug in die Sache kam. Vom ersten Augenblicke an wurde es besser. Tante Minni meint auch, er sei ein gottbegnadeter Arzt."

Hic Rhodus, hic salta! Hier kann der Arzt zeigen, daß er Gentleman ist. Verdenken kann man es ihm gerade nicht, wenn ihm Konsultationen unter Umständen, wie die eben geschilderten, fatal sind. Ist er klug und merkt die Absicht schon vorher, so kann er der Sache die Spitze abbrechen, wenn er selbst eine Beratung vorschlägt. Er bleibt dann Herr der Situation und erspart sich eine Demütigung. Namentlich dem jungen Arzte wird solch kluges Verhalten Vorteil bringen. Zunächst hat er die Wahl des Konsulenten und braucht sich keinen aufdrängen zu lassen. Alsdann aber auch steht er diesem freier gegenüber, indem er ihn sich verpflichtet. Den Vorteil der geteilten Verantwortung, den jede Konsultation mit sich bringt, hat er noch nebenher.

Jede bei einer Konsultation getroffene Verordnung ist, auch wo der Konsulent vielleicht gegen die Meinung des anderen seine eigene autoritativ durchgesetzt hat, als ein gemeinsames Abkommen zu betrachten, das gewissenhaft eingehalten werden muß. In Abwesenheit des Konsulenten Aenderungen zu machen, falls sie nicht durchaus geboten sind, sie zu bemängeln, sich Zweifel merken zu lassen, wäre eines Gentleman unwürdig und außerdem inhuman, da es den Kranken beunruhigen und somit den Zweck der Konsultation in Frage stellen würde. Kann er sich mit dem Konsulenten nicht verständigen, so muß den Angehörigen, die sich alsdann zu entscheiden haben, Mitteilung gemacht werden. Aber dies dürfte wohl kaum vorkommen, da, wie gesagt, ernste Meinungsverschiedenheiten über Diagnose und Behandlung kaum jemals zu befürchten sind. Auch hierin hat sich die ärztliche Moral verfeinert, der Kranke wird nicht mehr als corpus vile betrachtet, und wenn in Nebendingen mitunter wohl noch Kompromisse geschlossen werden, so ist doch die Zeit vorüber, wo es hieß: »Accordez moi la purgation et je vous accorderai la saignée.«

Auch der Konsulent hat zu zeigen, daß er Gentleman ist, und zwar dadurch, daß er seine vorteilhafte Position nicht gegen den Kollegen ausspielt, sich nicht überhebend oder herablassend gebärdet,

sondern als Gleicher dem Gleichen entgegentritt und womöglich in den Verordnungen überhaupt nichts ändert. So oft ich auch schon als Konsulent mit Kollegen am Krankenbette zusammengetroffen bin, habe ich doch nie gefunden, daß meine Autorität gelitten hätte, wenn ich dem Kranken und den Angehörigen mein Einverständnis mit der Auffassung und Methode des behandelnden Arztes ausgedrückt habe. Ganz im Gegenteil — diese Eröffnung wird stets mit Dank und Befriedigung aufgenommen. Wo dies nicht möglich ist, kann man doch leicht, ohne daß es den Kollegen demütigt und den Angehörigen zu deutlich wird, einen anderen Kurs einschlagen. Wo es nicht möglich ist — aber meistens ist es eben sehr gut möglich! Für ganz verkehrt halte ich es, wenn es der Konsulent für seine Aufgabe hält, unter allen Umständen etwas anderes, als der behandelnde Arzt zu verordnen. Ich werde doch deshalb gerufen, heißt es dann wohl, und die Leute machen sich die Kosten deswegen, sie erwarten, daß etwas anderes, etwas Autoritatives geschieht und das beruhigt sie. Falsch! Ich habe immer gefunden, daß meine Methode beruhigender wirkt, und außerdem zeigt sie ein freundlicheres Gesicht gegen den Kollegen. Auch daß dem Konsulenten, ebenso wie dem Stellvertreter des Hausarztes das Zartgefühl verbieten muß, später selbst dessen Stelle anzunehmen, versteht sich ganz von selbst.

Vom standesgemäßen Verhalten der Aerzte ist ja jetzt in allen ärztlichen Vereinen und Gesellschaften die Rede und sogenannte Standesinteressen überwuchern in auffallender Weise die Behandlung wissenschaftlicher Themata, nicht immer zum Nutzen des betreffenden Vereins. Man nimmt dann, ebenso wie in der damit sich beschäftigenden Litteratur, gern das hochtönende Wort „Ethik“ in den Mund. „Moral“ klingt offenbar zu gemein und spießbürgerlich, sie ist nur für die Plebs bestimmt, höheren Naturen ziemt Ethik. Zu dieser erhabenen Sprechweise stehen dann die einzelnen ethischen Vorschriften oft in einem komischen Gegensatze. Da wird ausdrücklich vorgeschrieben, wer von beiden, der Herr Consiliarius oder der Hausarzt, zuerst das

Zimmer betreten und wer es zuerst verlassen soll, wie lange man zu warten hat, wer den Vortritt in der Untersuchung und Befragung des Kranken beanspruchen darf und dergleichen Dinge, die viel eher in ein Komplimentierbuch, als in eine ärztliche Ethik gehören.

Dann würde ich es immer noch für nützlicher halten, darauf aufmerksam zu machen, daß Rücksicht auf die Empfindungen des Kranken und der Angehörigen den Verkehr der konsultierenden Aerzte untereinander ebenfalls zu regeln hat. So ist es unstatthaft, sich im Krankenzimmer untereinander über andere Dinge, wohl gar über eigene Angelegenheiten zu unterhalten, es ist unstatthaft, sich im Konsultationszimmer länger als nötig, etwa mit Erzählungen von Anekdoten oder Klatsch, aufzuhalten, denn unterdes wartet der Kranke vielleicht in schmerzlicher Aufregung und wittert hinter der langen Beratung irgend etwas Schlimmes. Ueberall soll man dem Ernste der Lage gemäß auftreten und sich nicht etwa bestimmen lassen, auf Treppe und Vorflur ein heiteres Gelächter anzustimmen, während Kranke und Angehörige mit begreiflicher Spannung dem autoritativen Ausspruche entgegenharren. Wie ein Leichenbitter braucht man deshalb nicht auszusehen. Dem guterzogenen Arzte sagt man mit diesen Dingen freilich nur Selbstverständliches.

Größte Vorsicht empfiehlt sich, wenn man nicht als Arzt, sondern als Freund an ein Krankenbett tritt, größte Vorsicht, um nicht das Mißtrauen und den göttlichen Zorn des Kollegen, der dort das Feld beherrscht, zu wecken. Betrachtet doch der Arzt häufig noch den Kranken und die hausärztliche Praxis als eine Art von Domäne, die er gepachtet hat, und macht dem kühnen Fremdling, der sich auf dieses Feld wagt, ein unfreundliches Gesicht, selbst wenn dieser ganz harmlos ist und gar nicht daran denkt, Früchte zu stehlen. Vorsichtig! Es kann ja gar nicht ausbleiben, daß sich das Gespräch auch auf die Krankheit erstreckt und sofort ist der Argwohn geschäftig, aus albernen Zuträgereien oder auch aus einem bloßen Nichts eine unberechtigte Einmischung zu konstruieren. Bei einem solchen Freundschaftsbesuche

war ich einmal unvorsichtig genug, als der Kranke die Bettdecke zurückschlug und mir seine geschwollenen Füße zeigte, dieselben flüchtig zu betrachten, um ihm die tröstliche Versicherung zu geben, ich fände sie eigentlich gar nicht sehr dick und ich hätte schon viel dickere Füße gesehen, was ihn sichtlich erfreute. Von dem Herrn Kollegen aber wurde es mir als Krankenuntersuchung angerechnet, und ich war noch heilfroh, daß mir meine Begrüßungsworte an den Kranken: „Nun, wie geht's?" nicht als Krankenexamen ausgelegt wurden. Vorsicht! Am besten ist es, man geht gar nicht erst hin.

Auch wo der Arzt einmal auf seinem Ackerfelde einem ungeliebten Kollegen begegnet, soll er sich als Gentleman zeigen und nicht vergessen, was Standesehre von ihm fordert. Nichts ist häßlicher, als die grobe, nichtachtende, wegwerfende Manier, die hier mancher Arzt seinem Ansehen schuldig zu sein glaubt — anstatt dem Berufsgenossen höflich zu danken, daß er, um in der Not zu helfen, bereitwillig herbeigeeilt ist. Solche unfreundliche Scenen prägen sich unauslöschlich dem Gedächtnis des Zeugen ein und lassen den gelehrten Gentleman mitsamt der ärztlichen Moral in einem sehr trüben Lichte erscheinen. Und dann erhebt man noch den sonderbaren Anspruch, daß uns ein größeres Maß an Ehre erwiesen werde, als wir selbst unseres gleichen zuzugestehen bereit sind.

Die meisten übrigen in Standesordnungen abgedruckten Vorschriften über das Verhalten der Aerzte gegen einander bringen dem Gentleman nichts Neues, den Nicht-Gentleman werden sie vielleicht etwas vorsichtiger machen, sein ethisches Niveau aber nicht heben.

Mitunter schießen Standesvertretungen in ihrem sonst löblichen Eifer wohl auch über das Ziel hinaus. So ist ein festes Zusammenhalten der Aerzte und die Stellungnahme ärztlicher Vereine gegen die durch die Kassengesetzgebung verursachten Schäden zwar nicht bloß erlaubt, sondern geradezu geboten, und Standesehre verpflichtet den Arzt, sich den Beschlüssen der Kollegenschaft, unter Umständen selbst mit Preisgebung wichtiger materieller Interessen, zu fügen. Der Bogen

wird nur mitunter, wie es mir scheint, zu straff gespannt. Wenn z. B. Kassenärzte ihre Stellung kündigen, weil ihnen die geforderte Erhöhung des Honorars nicht zugestanden wird, und es treten dann andere Aerzte zu den von ihren Vorgängern geforderten Sätzen an ihre Stelle, so sehe ich darin keinen unlauteren Wettbewerb und die Verfehmung solcher Aerzte ist ungerecht. Wohin würden wir wohl kommen, wenn auch in der Privatpraxis der Grundsatz Geltung erlangte, daß kein Arzt die Praxis eines anderen zu denselben oder wohl gar höheren Zahlungsbedingungen annehmen solle? Der Handel mit Geheimmitteln und die Beihilfe dazu verstößt gegen die ärztliche Standesehre. Gut! Wie ist es aber, wenn ein Arzt gegen eine unheilbare oder sehr selten heilbare Krankheit ein exotisches Mittel, dessen Herkunft und Zusammensetzung ihm selbst nicht bekannt ist, erwirbt und damit in der That ausgezeichnete Resultate erzielt? Ist es erlaubt, einen solchen Arzt in Verruf zu erklären? Thut er nicht vielmehr seine Pflicht? Steht nicht das Wohl der Kranken unbedingt über jedem vermeintlichen Standesinteresse? Man braucht die Frage nur aufzustellen, um sofort die ganze Absurdität der Antithese zu erkennen. Wenn ich ein solches Mittel hätte, würde ich die ausgebreitetste Reklame damit treiben.

Ueberhaupt scheint es mir, als würde mitunter die persönliche Freiheit allzusehr beschränkt, z. B. in Honorarfragen. Es mag noch angehen, wenn ärztliche Vereine ihre Mitglieder verpflichten, Kontrakte mit Kassenvorständen zur Genehmigung vorzulegen, um Unterbietungen zu verhindern. Wenn aber in rechtsgültige Kontrakte oder in gültige Abmachungen durch Majoritätsbeschlüsse eingegriffen wird, um höhere Honorare zu erzielen, so kann dies zum schweren Nachteile ausschlagen, wie die Erfahrung schon gelehrt hat.

Auch Cliquenwesen spielt in ärztlichen Vereinen mitunter eine unliebsame Rolle, und nicht immer wahre Autorität, sondern Schreier mit dem bekannten Brusttone und Wichtigthuer führen das Wort. Junge Aerzte bemühen sich eifrig um die Gunst der beschäftigten

Praktiker und leisten ihnen unbedingte Heeresfolge, eine freiwillige Dienstbarkeit, die gelegentlich durch eine Gunstbezeugung, mitunter auch mit einem Fußtritt belohnt wird. Aber dies sind Schwächen und Schäden, die wohl allen menschlichen Vereinen anhaften und es soll damit kein Vorwurf gerade gegen die ärztlichen Standesvereine ausgesprochen werden. Ihr Nutzen ist unbestreitbar. Der Umgang mit gleichgestimmten Kollegen gewährt immer Befriedigung und schon aus Korpsgeist sollte es kein Arzt versäumen, einem Vereine beizutreten.

Neigung und Talent, sich solchen Vereinen nicht bloß äußerlich anzuschließen, sondern sich auch wirklich in ihnen wohl zu fühlen, ist allerdings sehr verschieden. Auch hier findet man eine Bestätigung des Naturgesetzes, daß hauptsächlich die Schwachen sich zu Schutz und Trutz zusammenthun. Der ganze ärztliche Stand fühlt sich den übrigen sozialen Faktoren gegenüber schwach und deswegen schließt er sich in einem früher ganz unbekannten Maße zu Vereinen zusammen, ein zentripetales Bestreben, das allerdings durch die verbesserten und vermehrten Verkehrsbedingungen der Neuzeit wesentlich unterstützt wird. Aber auch innerhalb der ärztlichen Vereine wird man finden, daß es hauptsächlich die Schwächeren, namentlich die wirtschaftlich Schwächeren sind, die sie benützen. Die Größen der Wissenschaft, die bedeutenden Praktiker, Aerzte, die nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren haben, halten sich, Ausnahmen natürlich abgerechnet, fern oder erscheinen nur gelegentlich, um sich ihre Gefolgschaft zu sichern. Außerdem wird es immer solche geben, denen das Vereinswesen überhaupt nicht zusagt und die ihren Individualismus in bewußten Gegensatz zu dem Kollektivismus der Masse stellen.

In neuerer Zeit ist es den Aerzten in den meisten deutschen Staaten gelungen, durch Aerztekammern und ähnliche Einrichtungen staatlich approbierte Standesvertretungen zu gewinnen. Bald darauf wurde auch der Ruf nach vom Staate beaufsichtigten Ehrengerichten laut, und in Preußen ist ein beim Landtage eingereichter Regierungs-

entwurf inzwischen Gesetz geworden. Die hierauf gesetzten Hoffnungen teile ich nicht, bin vielmehr der Meinung, daß man sich ganz überflüssigerweise eine drückende Fessel aufgelegt hat. Denn zu allen Zeiten und an allen Orten hat die Erfahrung gelehrt, daß durch Strafbestimmungen die Moral nicht gefördert wird. Dafür begeben sich die Aerzte ihrer Eigenschaft als freie Künstler und stellen sich unter eine Aufsicht, die gelegentlich noch recht lästig werden kann. Aber der Ruf nach Staatshilfe und das ruere in servitium ist nun einmal ein Kennzeichen der Zeit.

Zum Schluß noch eine kleine belustigende, aber wahre Geschichte. Vor etwa fünfundvierzig Jahren praktizierte in einer kleinen schlesischen Stadt als einziger Medicus loci ein älterer Arzt, ein Arzt von dem Schlage, wie man sie damals noch traf. Guter Praktiker, in seiner Art gelehrt, beliebter Gesellschafter von etwas freien, aber angenehmen Manieren, humorvoll, den Freuden dieser Welt, namentlich denen, die Bacchus beut, nicht abgeneigt, war er der allgemeine Vertrauensmann und galt weit und breit als Orakel in allen das leibliche Wohl und Wehe betreffenden Dingen. Ein junger Arzt hatte die Kühnheit, den Zauber brechen zu wollen, und ließ sich neben ihm nieder. Aber es wollte nicht glücken, und so griff er zu dem schon so häufig als wirksam erprobten und deshalb mit Recht beliebten Mittel der Verleumdung. Der Herr Sanitätsrat, erzählte er jedem, der es hören wollte, sei früher gewiß ein sehr tüchtiger Arzt gewesen, aber jetzt, leider müsse er es sagen, jetzt habe er sich doch notorisch dem Trunke ergeben und es sei sehr wunderbar, daß die sonst doch so intelligente Bevölkerung ihm trotzdem noch Vertrauen schenke. Trunksucht sei überhaupt schon ein abscheuliches Laster und er verachte den Arzt, der sich so weit vergessen könne, sich zu betrinken. Selbstverständlich wurde solch gut gemeinte Rede dem Herrn Sanitätsrat überbracht. Dieser aber lief nicht etwa zum Rechtsanwalt, Standesvereine, Ehrengerichte und andere dergleichen wohlthätige Einrichtungen gab es damals noch nicht, stellte auch seinen jungen der höheren Ethik

huldigenden Freund nicht persönlich zur Rede, sondern ersann sich eine wahrhaft diabolische Rache. Mit gleißenden Worten ladet er ihn zum Frühstück in die am Marktplatz, in Schlesien sagt man auf dem Ringe, gelegene Honoratioren-Weinstube und setzt dort dem unerfahrenen Zecher so stark mit schweren Ungarweinen zu, daß dieser nach zwei Stunden vollkommen fertig ist und sich nicht mehr auf den Beinen halten kann. In diesem Zustande führt oder vielmehr schleppt er den Unglücklichen, wie Achill den Leichnam Hektors, dreimal vor versammeltem Volke um den Markt. Am andern Tage aber verließ der inzwischen ernüchterte Ethiker den Kampfplatz.

Fünfter Abschnitt.

Von den ärztlichen Pflichten.

Wie wenige junge Mediziner doch ihren Beruf aus wirklicher innerer Neigung ergreifen! Oder, um es richtiger auszudrücken, wie wenige junge Mediziner es sich doch ganz ernsthaft vergegenwärtigen, daß zum Arzt das Kurieren gehört, und daß sie einst an Krankenbetten stehen werden, mit schmerzbeladenen, elenden und bresthaften Menschen darin! Aus bloßer Regung der Nächstenliebe ist wohl nur selten jemand Arzt geworden, zum Glück pflegt sie sich wenigstens später einzustellen. Bei dem einen ist es das Beispiel des Vaters und lange auf diesen Punkt gerichtete Gewöhnung des Vorstellens, bei dem andern die nur zu häufig getäuschte Aussicht auf guten Broterwerb, bei den allermeisten aber das Interesse an der medizinischen Wissenschaft. Diese Fülle der Thatsachen, diese Tiefe der Probleme, dieser Reiz hinter dem verschleierten Bilde!

Noch ganz deutlich erinnere ich mich des Tages, als ich zum erstenmal eine Klinik betrat. Es war die Frerichs'sche Klinik im Allerheiligen-Hospitale zu Breslau, die ich zugleich mit der chirurgischen belegt hatte. Ein mächtiger, unheimlich heller Saal mit großen Fenstern, deren Verschluß mir fremdartig vorkam, die Wände unten mit Oelfarbe, oben mit grauweißer Kalkfarbe gestrichen, der Fußboden gebohnt, ringsherum vierzehn Betten aufgestellt, in denen kranke Frauen lagen, daneben Nachttische, Stühle und anderes Inventar,

am Kopfende jedes Bettes eine Tafel mit Krankennamen, Diätverordnungen und Krankheitsdiagnose — es kam mir alles so kalt und fremdartig vor. Daß ich in diesem Augenblick Mitleid empfunden hätte, kann ich nicht sagen, es war mehr ein Gefühl von Beängstigung. Das alles sollst du lernen, an diesen kranken Leibern lernen! Erst nachdem ich sozusagen mit mir selbst fertig geworden war, wuchs allmählich auch tieferes Empfinden heran und, merkwürdig! wie es zum Teil durch andere, scheinbar gar nicht verwandte Interessen geweckt wurde! Da lag ein junges, etwa zwanzigjähriges Mädchen an der Schwindsucht darnieder. Sie sah so rührend aus mit ihrem blassen Gesichtchen und den ergebenen vertrauensvollen Zügen — die Hauptsache aber war, ich fand eine große Aehnlichkeit mit Jairi Töchterlein auf dem großen Richter'schen Bilde, das gerade damals auf der Kunstausstellung in Breslau ausgestellt war. Hierdurch, durch diese Wahrnehmung zuerst, war ein regeres Interesse in mir erweckt worden und diesem Kunstinteresse erst folgte tieferes Empfinden für die Person. Ich nahm es unserm Mentor Rühle, der damals Sekundärarzt der Klinik war, förmlich übel, als er die Prognose als »pessima«, d. h. die Aussicht sehr schlecht fand. O gewiß, es ist doch etwas um den ärztlichen Beruf! Wer doch auch so dastehen könnte und mit Heilandskraft rufen: Stehe auf und wandle!

Bald wohnte ich auch der ersten klinischen Leichenöffnung bei. Gestern hatte ich ihn noch gesehen, sterbend, mit röchelndem Atem, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, die angstvollen rastlosen Blicke hin- und herwandernd, und jetzt finde ich ihn auf dem Sektionstische, den kleinen Schneider samt seinem koketten Spitzbärtchen. Auf der Anatomie hatte ich ja auch schon sehr viel mit Leichen zu thun gehabt, aber das waren eigentlich nur Präparate, etwas ganz Unpersönliches. Hier, hier, das packte doch ganz anders! Fast wie ein Unrecht kam es mir vor, als nun das Messer seines Amtes waltete, als Frerichs die Lunge, die arme kranke Lunge in die Hand nahm und einen lichtvollen Vortrag über die verschiedenen pathologisch-anatomischen Phasen

der Hepatisation hielt. Und doch, — das habe ich später gelernt, — wirklich mitleidig kann nur der Wissende sein.

Ich glaube, der Arzt, dem nicht menschliches Interesse sein oft recht unästhetisch berührendes, dabei schwieriges und verantwortungsvolles Amt lieb macht, muß sich im Grunde der Seele elend fühlen. Denn wissenschaftliche Ausbeute ist nicht überall zu haben und Pflichterfüllung hilft wohl eine Strecke weit, reicht aber nicht aus. Das ist auch der wahre Sinn des Wortes: Die Medizin ist die edelste Kunst und das elendeste Handwerk. Es erklärt zugleich, weshalb viele Aerzte sich gern gerade schwerer unheilbarer Fälle annehmen und ihnen Zeit und Mühe widmen, während sie es bei leichteren Fällen eher darauf ankommen lassen. Es sind die wahren Aerzte, die anderen sind oft nur Macher und Erfolgjäger.

Es wäre also nicht einmal ganz richtig, wenn man sagen wollte, Mitleid und Barmherzigkeit gehören in eine Morallehre für den Arzt. Denn es ist nichts dabei, was sich predigen und lehren ließe, sondern ist eine Kardinaltugend, die nicht erworben werden kann und schon wenigstens in entwicklungsfähigem Keime vorhanden sein muß. Aus dieser einen Kardinaltugend entspringen dann alle die Pflichten und Rücksichten, die der Arzt in seinem Verkehr mit dem Publikum zu beobachten hat. Jeder humane wohlerzogene Arzt wird im gegebenen Falle wohl selbst wissen, wie er sich zu verhalten hat. Trotzdem ist es nicht immer leicht, das Rechte zu finden, und es wird deshalb vielleicht nicht ohne Nutzen sein, auf folgende Punkte aufmerksam zu machen.

Manche Pflichten des Arztes gegen Patient und Publikum fallen mit denen, die er gegen sich selbst hat, zusammen. Dies gilt namentlich von seiner wissenschaftlichen Weiterbildung und seinen Lebensgewohnheiten. Daß der Arzt in seinem Fache tüchtig sein muß, versteht sich von selbst. Wir haben zwar in einem früheren Abschnitt gesehen, daß das Publikum dies nicht zu beurteilen versteht und daß es nicht gerade diese Eigenschaft ist, die es beim Arzte aufsucht, aber es setzt

sie doch bei jedem voraus und solches Vertrauen wird von ungebildeten oder zurückgebliebenen Aerzten getäuscht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wissenschaftliche Forschungen hauptsächlich nur von Universitätslehrern und den an großen Krankenanstalten beschäftigten Aerzten ausgehen. Der einfache Praktiker wird sich meist nur rezeptiv verhalten können; ich sage meist, denn einige sehr wertvolle Fortschritte sind gerade Praktikern zu verdanken gewesen. Auch diese lediglich rezeptive Aufgabe ist nicht ganz leicht zu erfüllen und erfordert eine stets bereite Aufmerksamkeit. Es ist wie ein Geschwindmarsch auf schwierigem Terrain — wer sich nur etwas versäumt hat, holt die Truppe nicht mehr ein. Beim Arzte aber ist es noch schlimmer, er verliert auch allmählich von dem Terrain, das er schon gewonnen hatte. Man findet dann mitunter solche Kollegen, die nicht viel mehr noch ihr eigen nennen, als was ihnen ihr Rezepttaschenbuch bietet. Zum Glück sind solche Marodeure der Wissenschaft nur selten, sehr selten noch anzutreffen. Denn zunächst legt doch die sehr gediegene Ausbildung einen festen Grund und dann sorgen die zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften bei jedem nur halbwegs interessierten Praktiker dafür, daß das Feuer nicht ausgeht.

Auch solche Aerzte gibt es, die sich von der praktischen Medizin abgewandt haben und andere Interessen wissenschaftlicher und künstlerischer Natur pflegen. Meist sind es hochgebildete anregende Männer, denen ihre ehemalige Zugehörigkeit zur Medizin noch etwas von dem Charakter des Arzt-Philosophen bewahrt hat und mit denen umzugehen Genuß ist. Aber sie kommen hier nicht mehr in Frage.

Mit der Wissenschaft fortschreiten, aber nicht einseitig werden, ist die Aufgabe. Der Arzt soll in allem beschlagen, er soll ein im besten Sinne moderner Mensch sein. Dann wird er auch seinen Kranken etwas mehr bedeuten, als ein braver Mann, der sein Handwerk versteht. Auch für den Berufsgenossen gibt es nichts Oederes, als einem fachsimpelnden Kollegen zu begegnen, der nichts Besseres

weiß, als von seinen Fällen zu erzählen und den eklatanten Erfolgen, die er von dem allerneuesten Heilmittel gesehen hat.

Zu den streng wissenschaftlichen Arbeiten, die allerdings kaum jemals vom praktischen Arzt, sondern fast ausnahmslos von akademischen Lehrern getrieben werden, gehören auch die Experimente am lebenden Tiere. Sie sind, um Licht in dunkle Gebiete der Biologie zu tragen, unentbehrlich und haben auch schon mehrfach großen direkten Nutzen für die Heilkunst selber gebracht. Wie ist z. B. unsere Kenntnis des edelsten Organs, des Gehirns, durch die Experimente von Hitzig und Fritsche am lebenden Affen und unsere Einsicht in Gehirnkrankheiten gestiegen! Ein ganz neues Terrain ist dadurch erobert worden. Wo wäre die Serumtherapie, durch die schon unzählige Kinder dem sichern Tode entrissen worden sind, ohne das Tierexperiment und was damit zusammenhängt? Der Feldzug, der von gewisser Seite gegen die Vivisektion oder „wissenschaftliche Tierfolter" geführt wird, ist also sehr thöricht und inhuman dazu.

Aber freilich — der Experimentator darf niemals das Homo sum vergessen und auch nicht das Tat twam asi der Veden, das uns in allem Lebendigen uns selbst erkennen lehrt. Heilige Scheu, eine Art von Deisidämonie muß sein Handeln leiten. Ich habe selbst niemals Tierexperimente gemacht und würde mich auch niemals dazu entschlossen haben. Beigewohnt habe ich solchen natürlich auch, aber immer nur mit größtem Mißbehagen. Schon in der Frerichs'schen Klinik dauerten mich die armen Hunde, die, um die Wirkung des Gifts zu demonstrieren, mit Strychnin vergiftet worden waren, und nun so qualvoll mit ihren wie Fiedelbogen gekrümmten Rücken dalagen. Aber das Schlimmste sah ich einmal im physiologischen Kolleg. Der Lehrstuhl zu Breslau war durch die Berufung Purkinjes nach Prag augenblicklich verwaist und der Prosektor, den wir, da er sonst Osteologie las, den trockenen Knochenmann nannten, führte das Scepter. Einstmals wollte er uns an dem Innern eines weiblichen Kaninchens etwas demonstrieren. Aber nachdem er den Bauch durch

einen langen Schnitt eröffnet, sah er, daß er sich geirrt hatte, rief: „Verdammt, das ist ja ein Bock!“, nahm das unglückliche Tier und warf es gefühllos in die Kiste zurück. Zum Glück verträgt ja ein Kaninchen etwas mehr wie ein Mensch, aber ich war in heller Empörung und bin nicht mehr hingegangen, wofür sich der trockene Knochenmann beim Testieren rächte. Damals wurde nämlich noch testiert und zwar in drei Nummern, von denen die erste ausgezeichnet fleißig, d. h. ziemlich regelmäßig dagewesen, die zweite sehr fleißig, d. h. mitunter dagewesen, und die dritte fleißig, d. h. exemplarisch faul, lautete. Ich erhielt pflichtgemäß, und ich hatte es ja auch nicht anders verdient, ein „fleißig“ aufgebrummt. Es hat mir aber auf meinem Lebenswege nicht weiter geschadet.

Experimente an Menschen sind natürlich nur erlaubt, wenn sie keinen bleibenden Nachteil bringen und der zu Versuchende einwilligt. Es hat Experimentatoren gegeben, die letztere Bedingung für genügend hielten und die sich dadurch schwer an der Menschennatur versündigt haben. Berühmt und berüchtigt ist der Fall des Studenten der Medizin, dem Ricord, um die Richtigkeit seiner Theorie zu erweisen, fortgesetzt Lues einimpfte und ihn dadurch zeitlebens zum Siechling machte. Der Fall wird für Ricord nicht günstiger dadurch, daß das arme Opfer der Wissenschaft wohl kaum seine Einwilligung gegeben haben würde, wenn er nicht durch jugendlichen Enthusiasmus für seinen berühmten Lehrer überredet worden wäre.

Gelegentlich einer Kontroverse mit Bignami in Rom, der an einem Manne, natürlich mit dessen Einverständnis, Versuche, die Malaria durch Mückenstiche übertragen zu lassen, gemacht hatte, sagt Schwalbe (Deutsche medizin. Wochenschrift 1899, Nr. 11): „Mit der Ausbreitung experimenteller medizinischer Forschung und mit den großen Erfolgen der operativen Technik hat sich bei manchen Medizinern die Vorstellung eingenistet, daß sie unumschränkte Herren über die sich ihnen anvertrauenden Kranken seien und mit ihnen auch „zum größeren Ruhme der Wissenschaft“ nach Belieben schalten und walten könnten.

Wenn man liest, daß ein hervorragender Professor gonorrhoischen Eiter auf die Urethra einer gesunden Person verimpft, um die Uebertragbarkeit der Gonorrhoe zu studieren — daß gesunden Leuten unter Vorspiegelung falscher Thatsachen in der Narkose streptokokkenhaltiger Eiter in die Urethra eingespritzt wird — daß an Paralytikern Impfversuche mit Syphilis vorgenommen worden — daß man Schwangeren und Kreißenden zum Studium der Harnsekretion des Fötus eine Phloridizinlösung unter der Marke „Wehenschnaps" verabfolgt (wobei „nur" bei einer Schwangeren Erbrechen und Durchfall eintrat), dann ist man berechtigt, zu fragen, ob eine derartige ärztliche Thätigkeit noch in Berührung mit der „Heil"kunde steht und ob nicht vielmehr diejenigen recht haben, die hier von krimineller Experimentalpathologie sprechen."

Die Uebertragung von Syphilis und Blennorrhoe auf Menschen ist überhaupt ein beliebtes Feld für gewissenlose Experimentatoren. Ein Universitätsprofessor soll sich kürzlich so weit vergessen haben, acht gesunden Kindern Syphilisserum einzuspritzen, von denen vier erkrankten! Nichts ahnenden, unschuldigen Kindern! Auch vor Krebs- und Pestgift ist man nicht zurückgescheut. In einem Findelhause hat man echtes Blatterngift versuchsweise eingeimpft, in einer Kinderklinik reichlich mit Spulwürmern durchsetzten Menschenkot im weißen Syrup zu essen gegeben. Solche gemeingefährliche Wohlthäter der Menschheit hat der liebe Gott im Zorn erschaffen und man darf es niemandem verdenken, wenn er das Wort „Menschlichkeit", aus solchem Munde gesprochen, als eine Phrase einschätzt.

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Hieher gehört auch die Rücksichtslosigkeit mancher Universitätslehrer bei Demonstrationen an Kranken. Daß ein Kranker oder eine Schwangere hintereinander von fünfzig bis sechzig Klinizisten untersucht wird, ist nichts Seltenes. Den Gipfel der Roheit erklomm wohl ein

längst verstorbener Breslauer Dozent, der einmal ein armes verwachsenes hochschwangeres Mädchen nötigte, sich auszukleiden und splitterfasernackt auf einen Tisch zu stellen, damit sie bequem von allen Seiten gesehen werden könne. Ich sehe die Aermste noch stehen, wie sie zitterte und ihr die Thränen an den Wangen herabliefen.

Nein, die Wissenschaft erfordert solche Opfer, solche Entheiligung der Menschenwürde nicht. Eine milde Göttin ist sie und zugleich auch streng, denn sie läßt sich nichts abtrotzen.

Zu rügen ist auch die sorglose Manier, mit Pestkulturen umzugehen, die im vorigen Jahre erst in Wien so bedauernswerte Opfer an jungen Menschenleben gefordert hat. Ganz vor kurzem erst ist von einem Arzt durch Pestbacillen, die er aus Indien mitgebracht, und durch Tierversuche, die er damit auf dem Schiffe angestellt, eine schwere Gefahr fahrlässigerweise heraufbeschworen worden.

Auch in der Privatpraxis kann man hier leicht des Guten zu viel thun. Selbstverständlich hat der Arzt die Pflicht, den Kranken genau zu untersuchen und, namentlich in akuten Krankheiten, die Untersuchung zu wiederholen, so oft es der Verlauf erfordert. Das Publikum verlangt es sogar und begnügt sich nicht mehr mit dem bekannten „Blicke" des Arztes. Aber immer und immer wieder zu untersuchen, bloß um Eifer zu zeigen und den sorgsamen Arzt zu markieren, ist rücksichtslos und macht nicht beliebter.

Sich als Gentleman zu zeigen, soll der Arzt auch in seinem Privatleben beflissen sein. Er sei kein Trinker und Schlemmer! Nicht immer ist es ein feines Lob, als Gourmet und feinste Weinzunge bekannt zu sein. Der Erdgeruch des Materiellen haftet sich doch zu deutlich an. Bei unseren deutschen Gewohnheiten läßt es sich nicht immer vermeiden, daß der Arzt mitunter von einem feinen Diner oder aus einer verräucherten Bierkneipe geholt wird; dann versäume er, wenn es irgend angeht, nicht, die Kleidung zu wechseln, denn weder die Festkleidung an einem schweren Krankenlager, noch der Tabakrauch und Kneipenduft passen zur Situation und berühren den

Kranken stets unangenehm. Sagt doch schon die brahmanische Weisheit des Sussnuta (Placzek, Das Berufsgeheimnis des Arztes, Leipzig 1898, Seite 58): „Mit Sorgfalt auf Dein Aeußeres bedacht, mußt Du ein reines, von Wohlgerüchen duftendes Kleid tragen."

Mehr darüber und wie die Alten gedacht haben, kann man in der Widmung des 4. Buches von Rabelais' Gargantua und Pantagruel nachlesen.

Ueber die Aesthetik darf aber beileibe die Asepsis nicht vergessen werden. Sorglich bedenke der Arzt, ehe er sich an das Krankenbett begibt, welch fruchtbaren Boden für Bacillenkulturen er mit sich herumschleppt, ja wie sein ganzer Körper eigentlich nur einen einzigen großen Nährboden bildet. Sagt doch auch das alte Kirchenlied schon so schön: „Ich bin ein alter Madensack." Namentlich die hohe Gefährlichkeit des Bartes haben einige neuere Forscher in dankenswerter Weise experimentell nachgewiesen. Gerade die gefährlichsten Mikroben setzen sich im Barte fest. Ein Forscher ließ einen Mann zuerst mit ungeschütztem Barte zehn Minuten lang in der Nähe einer auf Agar angesetzten Mikrobenkultur sitzen, nachher aber mit durch Mousselin verdecktem Barte, und siehe da — die Untersuchung ergab einen bedeutenden Unterschied zu Gunsten des durch Mousselin geschützten Bartes. Mit noch besserem Erfolge bediente sich ein anderer Forscher Masken, die das Gesicht ganz verdecken, denn in mehreren Fällen wurde dadurch das Eindringen von Mikroben ganz verhindert, in anderen wenigstens auf ein Minimum reduziert. Man sieht, wie unhygienisch noch die Alten dachten, die den Aeskulap mit einem dicken Vollbart abbildeten, mit dem geschmückt er so würdig, wenn auch leider ein schlechtes Beispiel gebend, in unseren Museen herumsteht. Man sieht auch, wie wenig gründlich doch unsere ganze, immerhin schon etwas umständliche aseptische Körperreinigung vor Operationen bisher gewesen ist. Was nützen diese Vorkehrungen samt und sonders, wenn doch immer noch Mikroben im Bart sitzen? Gegen diesen schreienden Uebelstand empfiehlt deshalb auch ein Forscher dankenswerter

Weise das Anlegen einer gut gearbeiteten Gesichtsmaske, ein anderer gründliche Waschungen des Bartes mit Sublimat. Die Gesichtsmaske wäre gar nicht so übel, vorausgesetzt, daß Operateure und Assistenten das Operationszimmer erst betreten, nachdem der Kranke in tiefe Narkose versetzt worden ist, und diese kann ja jemand vornehmen, der sich vorher den Bart mit Sublimat gewaschen hat. Aber warum will man nicht lieber bald etwas radikaler vorgehen und das Tragen eines Bartes zum Kunstfehler machen und ganz verbieten? Freilich darf man dann vor Konsequenzen nicht zurückschrecken. Denn wie lange wird es dauern und eines schönen Tages werden auch im Kopfhaare schädliche Mikroben gefunden werden!

Weniger bedenklich als der Bart ist die Schnupftabaksdose. Früher gehörte sie sozusagen zu den unentbehrlichen Toilettestücken des gelehrten Medicus purus und man schrieb ihr sogar einen beruhigenden Einfluß auf das Gemüt des Kranken zu. Es gab ja auch gar nichts Vertrauenerweckenderes, als den alten würdigen Hausarzt in sich gefestet und sicher dasitzen und zum Zeichen des glücklichen Abschlusses tiefer Gedankenkombinationen bedächtig eine Prise nehmen zu sehen.

Maßvolle Haltung ist Gentlemans Eigenschaft. Deshalb sei der Arzt kein Streiter und Disputierer, er übe die schöne Kunst des Zuhörens und dringe niemandem seine eigene Meinung auf. Ueber Religion spricht der gebildete Mensch in gemischter profaner Gesellschaft überhaupt nicht, und der Arzt, der Verachtung der Religion geflissentlich zur Schau trägt, würde eine ebenso unliebenswürdige Figur machen, wie der frömmelnde Eiferer. Aber auch in Kunsturteilen sei man vorsichtig. Jeder hat sein eigenes ästhetisches Empfinden, es bildet einen Teil seiner geistigen Persönlichkeit und ist tiefer, als man gewöhnlich glaubt, in derselben begründet. Deshalb wird jede rauhe Berührung so unangenehm empfunden. Was die Politik anbetrifft, so wird dem Arzt, als einem Manne von Charakter, niemand seine Parteistellung verdenken, auch nicht, wenn er sie gelegentlich

fest und ruhig vertritt. Ich habe in meiner Jugend als schlesischer Landarzt mitten unter dem feudalen Landadel gelebt, war allgemeiner Vertrauensmann und überall gern gesehen, obgleich ich als Demokrat bekannt war. Es war nämlich noch zu der Zeit, ehe die alte demokratische Partei sich durch den Namen Fortschrittspartei unkenntlich zu machen gesucht hatte. Niemand nahm es mir übel, wenn ich bei den Urwahlen anstatt den „königstreuen" Superintendenten regelmäßig den demokratischen Drechslermeister (es war aber nicht Bebel) zum Wahlmann machen half und bei den Abgeordnetenwahlen ebenso regelmäßig dem oppositionellen Kandidaten die Stimme gab. Hätte ich es anders gemacht, so würde ich, wie ich glaube, bei meinen feudalen Freunden an Achtung verloren haben. Schließlich verhalfen sie mir sogar noch zu dem Amt als Kreisphysikus, was damals, zur sogenannten Konfliktszeit, ein Kunststück war. Ich verdankte das meiner Haltung, daß ich nämlich immer nur Arzt oder Gesellschafter war, aber niemals den Politiker ostentativ hervorkehrte. Das wird auch kein Arzt thun, wenn er bedenkt, daß er Aller Vertrauensmann sein soll und niemanden in seinem Empfinden verletzen darf.

Nicht bloß Schweigen, sondern häufig auch Reden ist beim Arzte Gold. Zur rechten Zeit reden und zur rechten Zeit schweigen, darin besteht die Kunst. In einem früheren Abschnitt haben wir schon von der Schwierigkeit der Prognose und der dabei zu übenden Vorsicht gesprochen. Hier wollen wir noch einmal auf die Frage zurückkommen, wie viel der Arzt von der Prognose dem Kranken und den Angehörigen mitteilen darf. Von jeher hat hier die unter hunderttausend Fällen vielleicht nur einmal eine Ausnahme leidende Regel gegolten, daß dem Kranken selbst die schlechte Prognose nicht mitgeteilt werden darf. Schon uralte brahmanische Weisheit lehrt es. Im Chàraka lesen wir: „Auch darf von einem dem Kranken etwa drohenden frühen Ende nichts mitgeteilt werden, wenn es dem Kranken oder sonst jemand Nachteil bringen kann" (Placzek, a. a. O. Seite 58). Dies ist ja auch ganz selbstverständlich und Verfehlungen hiergegen werden

sich Aerzte absichtlich wohl kaum zu schulden kommen lassen. Wo der Arzt dem Kranken nichts geben, wenigstens nicht das einzig Gewünschte, die Gesundheit, geben kann, soll er ihm auch nichts rauben, namentlich nicht die Hoffnung. Mit direkten Worten dies zu thun, wird also wohl keinem Arzte einfallen, weil es zu plump und roh wäre, aber er soll sich womöglich auch nichts merken lassen. Da ist es wohl recht schwer, auf direkte Fragen eine gute ausweichende Antwort zu finden und dabei in Wort und Miene Freundlichkeit und Ernst so zu paaren, daß man nicht vor sich selbst zu erröten braucht. Mitunter hört man wohl sagen, dem Kranken wäre der Tod ja eine Erlösung, er sehne sich so danach, zu seinem Heiland zu kommen, mit Freuden würde er die Nachricht, daß er dem Ziele nahe sei, begrüßen. Man mißtraue solchen Worten, solchen Reden aufs äußerste! Jeder nur halbwegs erfahrene Arzt weiß, daß niemand weniger geneigt ist, sein Leben aufzugeben, als der durch unheilbare Krankheit oder Siechtum Gefesselte. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."

Manche Leute glauben, wenn wichtige Interessen auf dem Spiel stehen, z. B. wenn ein Testament erwünscht und das Fehlen desselben von großem Nachteil für die berechtigten Erben sein würde, oder auch, wenn es darauf ankomme, daß der Kranke, wie man zu sagen pflegt, sich mit Gott und Menschen versöhne, dann solle ihm der Arzt die Wahrheit sagen. Aber ich finde, daß den Arzt dies alles ganz und gar nichts angeht. Das mögen die Angehörigen oder der Geistliche oder der Advokat besorgen. Der Arzt hat nur die Aufgabe, zu trösten und zu lindern.

So darf also der Arzt nur dann die Wahrheit sagen, wenn sie günstig ist? Welchen Wert hätten dann noch Versicherungen aus seinem Munde? Nun, es gibt auch hier eine Mittelstraße und ein savoir faire. Keinem Arzte wird es einfallen, bei einem wirklich schweren Falle mit heiterer Miene tändelnd über alles hinwegzugehen. Er soll nur nicht durch ein allzu bedenkliches Gesicht Angst einflößen, sondern Zuversicht und Selbstvertrauen zur Schau tragen

und dem Kranken Hoffnung auf Genesung oder wenigstens Besserung einsprechen oder merken lassen.

Gibt es gar keine Ausnahmen? Doch, es gibt deren, aber sie sind selten. Nach langer Post- und Eisenbahnfahrt trat ich an das Lager meiner siebzigjährigen, schon lange leidend gewesenen, jetzt sterbenden Mutter. Mühsam, mühsam ging der Atem, der Auswurf stockte, das ominöse Todesröcheln stellte sich ein. „Wie lange wird es noch dauern?" fragte sie mich. Keine Antwort. Nach einer Weile wieder: „Wann wird das Ende sein?" Noch wagte ich keine Antwort. Endlich mit einer letzten Anstrengung und meine Hand fassend: „Mein Sohn, ich frage Dich, wann werde ich bei Gott sein?" Da sagte ich: „In wenigen Stunden wirst Du erlöst sein." Auch wenn ich nicht zugleich Sohn, sondern nur Arzt gewesen wäre, würde ich so geantwortet haben.

Bisher handelte es sich überall nur um lebenbedrohende, schwere, akute Krankheiten und um Siechtum. Auf einem ganz andern Blatte stehen die zahlreichen Fälle von Konstitutionskrankheiten, wo der Arzt nur durch Aenderung der gesamten Lebensweise des Kranken etwas erreichen kann. Hier ist es ihm nicht bloß erlaubt, sondern mitunter geradezu seine Pflicht, dem Kranken so derb wie möglich die Wahrheit zu sagen und ihm die übeln Folgen schlechter Gewohnheiten und verkehrter Lebensweise so drastisch wie möglich vorzumalen. Der Arzt, der jede Sünde und jede Folge derselben nur immer mit einem Rezept deckt, aber nicht den Mut hat, energisch gegen die ganze Lebenshaltung einzuschreiten, vielleicht aus Besorgnis, er könne den Kranken verlieren und in den Ruf eines rücksichtslosen Arztes kommen, handelt unmoralisch und gleicht einem Hehler. Manchmal freilich, darauf muß er sich gefaßt machen, wird er die befürchteten übeln Folgen wirklich erleben und als unbequemer Mahner beiseite geschoben werden. Einem mir auch sonst wohlbekannten Herrn mußte ich auf den Kopf zusagen, daß er ein Trinker sei und fortan die strengste Abstinenz zu üben habe. Ich that es mit aller Schonung, am andern Tage aber hatte ich meine Ablohnung in der Tasche. Jedoch ich stärkte

mich, und diesmal ist es nicht, wie so oft, eine Phrase, an dem Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben. So handelte auch der Leibarzt Ludwigs XV. ehrlich, als er auf die Bemerkung des alten Wüstlings: »Il faudra enrayer« erwiderte: »Non, Sire, il vaudrait mieux dételer.« Ganz ausspannen! Das ist es, was so manchem nicht in den Kopf will und worauf zu dringen so viele Aerzte leider aus allerhand Rücksichten unterlassen. Aerztliche Diplomatie besteht zum guten Teil aus Vertuschen und manchmal mag es auch hingehen, namentlich wenn es mit Humor geschieht. Ein junger Ehemann, dem zum erstenmal Vaterfreuden erblüht waren, sprach gegen den Arzt seine Verwunderung aus, daß das Kind, obgleich ganz entwickelt, doch einige Wochen zu früh gekommen sei. „Das ist mit dem ersten Kinde sehr oft der Fall," beschwichtigte ihn der treue Berater, „nachher geschieht es niemals mehr wieder."

Auch bei bevorstehenden schweren und gewagten Operationen soll man dem Kranken, ohne dessen Einwilligung ja überhaupt nicht operiert werden darf, oder handelt es sich um Kinder und Unmündige, den Eltern und Vormündern nichts vortäuschen, sondern offen und ehrlich auf das Bedenkliche aufmerksam machen. Betont man dabei nur recht kräftig die Notwendigkeit des Eingriffs, so wird er nur ausnahmsweise direkt verweigert werden. Höchstens, daß man sich eine Bedenkzeit ausbittet, die man dazu benützt, andere „Autoritäten" zu befragen, was ja auch niemandem weiter zu verdenken ist, aber nicht immer zum Vorteil des zuerst konsultierten gewissenhaften Arztes ausschlägt, wie folgende Geschichte erweist. Ein mir befreundeter Chirurg stellt die Notwendigkeit einer Nierenexstirpation fest, verschweigt aber dem Kranken, dem er im übrigen alle Hoffnung läßt, gewissenhafterweise das Bedenkliche eines so schweren Eingriffes nicht. Darauf konsultiert der Kranke noch zwei auswärtige Universitätsprofessoren. Der eine der beiden Diagnostiker erklärt die Nieren für ganz gesund, die Geschwulst sei eine Milzanschwellung. Der andere bestätigt zwar die Diagnose des ersten Chirurgen, meint aber, dieser habe die

Gefährlichkeit der Operation sehr übertrieben, und bestimmt durch die Vorspiegelung, daß gar kein Grund zu Befürchtungen vorliege und daß in zwei bis drei Wochen alles geheilt sein werde, den Kranken dazu, sich von ihm selbst operieren zu lassen. Vielleicht entschuldigt er sein Verhalten damit, daß er sagt, die Einwilligung des Kranken zu der notwendigen Operation, ohne die er dem Tode verfallen ist, konnte nur dadurch erlangt werden, daß ich ihm die Sache leicht darstellte. Hätte ich auch noch ein bedenkliches Gesicht gemacht, so würde er sich weder von mir, noch von meinem Kollegen haben operieren lassen. Möglich! Aber der Arzt soll den Kranken, der fest auf sein Wort baut, nicht überlisten wollen. Er soll zu stolz dazu sein, damit man von ihm nicht sagen könne, wie in dem Heine'schen Gedicht Firdusi von Schah Mahomet:

„Aber unverzeihlich ist,
Daß er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens größ're List.

Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen!"

Die Rede des Arztes sei immer Gold, niemals Silber!

Den Angehörigen gegenüber ist es bei schweren akuten Krankheiten mit bedenklicher oder schlechter Prognose und bei unheilbaren chronischen Krankheiten geboten, mehr mit der Wahrheit herauszugehen, ja womöglich überhaupt nichts zu verschleiern. Man ist es ihnen und auch seinem eigenen Rufe schuldig. Auch hier jedoch sei man noch nicht ganz und gar absprechend und lasse immer noch ein Zipfelchen Hoffnung, wenn auch nur auf vorübergehende Besserung oder auf Nachlaß der Schmerzen oder dieses und jenes quälenden Symptomes durchblicken. Im Grunde entfernt man sich damit ja auch nicht gerade von der Wahrheit, denn was ist unsicherer als eine Prognose? Nichts auch wirkt erlahmender auf jede menschliche Thätigkeit,

als hoffnungslos den Sisyphusstein zu rollen. Ein Krankenzimmer, aus dem jede Hoffnung ausgezogen, ist wie ein belebtes Grab, eine wahrhafte Matratzengruft. Naturell des Arztes und besondere Umstände spotten übrigens häufig aller Regeln. Soviel nur läßt sich auch hier sagen, daß der schweigsame Arzt besser fortkommen wird, als der redselige und aufdringlich Trost predigende.

Wie vorsichtig man aber sein muß und wie die Worte des Arztes auf die Goldwage gelegt werden, hat mich erst kürzlich wieder die Erfahrung gelehrt. Ich behandelte eine junge Dame an einem Nervenleiden und gab ihr eines Tages, wohl etwas voreilig, die bestimmte Versicherung, daß sie wieder ganz gesund werden würde. Einige Zeit findet ihre Mutter sie in großer Unruhe und erfährt als Ursache, der Doktor habe heute gesagt, er hoffe, daß völlige Genesung eintreten werde — er hoffe, das habe doch lange nicht so bestimmt gelautet, wie der erste Ausspruch. Die Kranke hatte nicht das Trostreiche, sondern nur den Zweifel, der, wenn auch versteckt genug, in dem zweiten Ausspruch liegt, herausgehört. Auch die Wahrheit wird nicht gern nackt gesehen, man muß sie, um sie präsentabel zu machen, verhüllt auftreten lassen. So kann man manchmal durch die Diagnose „Hysterie" viel Schmerz bereiten. Seit zwei Jahren liegt unsere unglückliche Tochter ruhig und geduldig auf ihrem Schmerzenslager, für jede Handreichung dankbar, stets liebenswürdig und heiter, der schweren Operation des Bauchschnittes hat sie ohne Besinnen und in der frohen Hoffnung zu genesen zugestimmt, und nun soll, weil nichts gefunden worden ist, die Aermste hysterisch sein? — Mit der Bezeichnung „Hysterie" wird nach meiner Meinung in der medizinischen Namensgebung ohnehin schon Mißbrauch getrieben, das Publikum aber hält noch an der alten Bedeutung fest, daß dabei ein in irgend einer Weise verkehrtes seelisches Verhalten die Hauptsache sei und versteht darunter jedesmal Verstellung, Lüge und Einbildung. In seinem Auge spricht der Arzt, der die Diagnose auf „Hysterie" stellt, kein medizinisches, sondern ein moralisches Urteil aus. Deshalb soll man auch hier stets auf Schonung der Gefühle bedacht sein.

Sechster Abschnitt.

Von der ärztlichen Verschwiegenheit.

Von den ältesten Zeiten bis herab auf unsere fernen Tage hat Verschwiegenheit stets als eine Vorstufe der Tugend, ja als Tugend selbst gegolten. In allen Geheimbünden ist sie gelehrt und geübt worden, gewiß nicht bloß deswegen, weil Erfahrung die Zunge als das gefährlichste Werkzeug, mit dem der Mensch den Menschen zerfleischt, kennen gelehrt hat, sondern auch weil Verschwiegenheit unter Umständen die höchsten Anforderungen an Selbstbeherrschung und an Unterdrückung der eigenen Natur stellt.

Auch die Forderung ärztlicher Verschwiegenheit wurzelt nicht allein darin, daß durch Ausplaudern Schaden und Verlegenheiten gestiftet werden können, sondern in dem tieferen Grunde des Rechtes der Persönlichkeit, die nicht zur Schau gestellt und in ihrer Blöße enthüllt werden darf. Seiner inneren Natur nach entspricht demnach das ärztliche Berufsgeheimnis dem Beichtgeheimnis.

So ist es auch stets aufgefaßt worden und schon in den ältesten Urkunden der Menschheit begegnen wir der Forderung desselben. Im Chârака wird die Vorschrift gegeben: „Die Vorgänge im Hause dürfen nicht ausgeplaudert werden," und im alten hippokratischen Eide heißt es: „Ich schwöre bei Apollon dem Arzt, bei Asklepios, Hygieia und Panakeia und bei allen Göttern und Göttinnen, indem ich sie zu Zeugen mache. — — Was ich aber während der Behandlung

sehe und höre oder auch außerhalb der Behandlung im gewöhnlichen Leben erfahre, das will ich, soweit es außerhalb nicht weiter erzählt werden soll, verschweigen, indem ich derartiges für ein Geheimnis ansehe." (Siehe Placzek, a. a. O.) Das geht dann durch die Litteratur aller Zeiten hindurch, bis es schließlich als gesicherter ethischer Besitzstand in den Strafgesetzbüchern der modernen Staaten niedergelegt worden ist. § 300 des deutschen Strafgesetzbuches sagt: „— Aerzte — werden, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Amtes, Standes oder Gewerbes anvertraut sind, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft." Ja, noch mehr, das sonst der Dame Justitia allgemein zustehende Recht, von jedem Staatsbürger Zeugnis zu heischen, macht vor diesem hohen Gebot der Ethik Halt. § 52 der deutschen Strafprozeßordnung sagt: „Zur Verweigerung des Zeugnisses sind berechtigt Aerzte in Ansehung desjenigen, was ihnen bei Ausübung ihres Berufes anvertraut ist."

Nicht immer freilich ist die Wahrung des Berufsgeheimnisses die allem vorangehende Pflicht; ethisch höher bewertet sich mitunter seine Preisgebung. Dies sind dann die Fälle, in denen das Gewissen des Arztes, auch nachdem es sich längst entschieden hat, in Konflikt mit dem Strafgesetzbuche kommt. Placzek (a. a. O.) hat eine reiche und lehrreiche Kasuistik darüber aufgestellt.

Krankheiten zu verhüten, vor Elend und Siechtum Menschen, ja vielleicht ganze Generationen zu bewahren, ist eine der schönsten Aufgaben des Arztes. Soll er ihr unter allen Umständen, so oft es ihm möglich ist, unter Preisgebung des Berufsgeheimnisses nachgehen? Wohl nicht! Die Fälle liegen verschieden und es kommt auf die Umstände an. Ein junger Mann kommt in meine Sprechstunde, er leidet an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit und teilt mir mit, daß er in kurzer Zeit heiraten müsse, der Termin lasse sich nicht mehr hinausschieben. Er sowohl, wie die Familie, in die er hineinheiraten will, sind mir ganz unbekannt. Verpflichtet mich hier ein höheres ethisches

Gebot, den jungen Mann auszuhorchen, ihn um seine und seiner Braut Personalien zu befragen, um dann der betreffenden Familie die nötige Warnung zugehen zu lassen? Ich meine, nein! Hier habe ich mein Gewissen salviert, wenn ich dem Kranken die Gefahr, die er vielleicht selbst nicht einmal so genau kennt, schildere und ihm dringend von seinem Vorhaben abrate. Denn ich bin ja gar nicht einmal sicher, ob die Familie die Warnung auch beherzigen wird, würde also in diesem Falle nichts verhütet haben. Oder die Hochzeit wird aus anderen Gründen so weit hinausgeschoben, bis Genesung eingetreten ist, und dann hätte ich den Kranken unnötigerweise aufs schwerste kompromittiert.

Gesetzten Falles aber, die Familie stünde mir näher, ich wäre ihr Hausarzt und hätte Pflichten gegen sie, dürfte ich auch dann noch schweigen und die ahnungslose Braut ins Unglück rennen lassen? Oder letztere stünde mir noch näher, wäre z. B. meine Schwester? Nein! Hier gebieten höhere Rücksichten, zu sprechen. — Eine Dienstmagd, ein Kinderfräulein im Hause konsultiert den Arzt wegen einer ansteckenden Krankheit. Auch hier muß ich sprechen, wenn es nicht gelingt, die Kranke unauffällig aus dem Hause zu schaffen. Ist sie einmal fort, Schaden also verhütet worden, so würde nachträgliches Preisgeben des Berufsgeheimnisses allerdings von keinem Standpunkt aus mehr zu rechtfertigen sein.

Freilich, nur sicher vorauszusehende unabwendbare Gefahr legt dem Arzt die Pflicht, ich meine natürlich immer die höhere ethische Pflicht, das Schweigen zu brechen, auf. Bemerke ich an einem Heiratskandidaten die Zeichen beginnender Paralyse, so würde ich freiwillig oder auf Befragen nicht meine volle Diagnose, und wenn sie auch den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit besäße, mitteilen, sondern würde nur dringend zu einem längeren Aufschub raten, während dessen die Krankheit wahrscheinlich offenbar werden und dem Arzt das Reden ersparen würde. Hier kommt zugleich die Kunst der Prognose in Frage und ich glaube, der Arzt handelt richtiger,

wenn er sie nicht als absolut schlecht, sondern nur als bedenklich hinstellt.

Aehnliches gilt von anderen Konstitutionskrankheiten, z. B. der Tuberkulose. Hier unter Preisgebung des Berufsgeheimnisses eine direkte Warnung zu erteilen, würde ich nicht für empfehlenswert halten. Denn eine sicher vorauszusehende und naheliegende Gefahr für den anderen Teil liegt hier nicht vor, ja, es kann sogar Genesung eintreten.

In allen Fällen also, wo es naheliegendes schweres Unglück zu verhüten gilt, hat der Arzt dem höheren ethischen Gebot des Redens zu folgen. Aber er mag sich dabei auch vergegenwärtigen, daß er mit dem Strafrichter zu thun bekommt. Placzek (a. a. O.) wirft die Frage auf, wie sich der Arzt zu verhalten habe, wenn einer gesunden Amme zugemutet werde, ohne Kenntnis des wahren Sachverhalts ein an angeborener Lues erkranktes Kind zu nähren. Mir selbst sind solche Fälle mehrfach vorgekommen. Das Sicherste, Geradeste und Ehrlichste ist immer, die Eltern aufzuklären, die dann selbstverständlich nicht darauf bestehen werden, die Amme in Gefahr zu setzen. Die von Placzek gefürchtete Gefahr, ein bisher ungetrübtes Eheglück zu zerstören, erscheint mir nicht recht begründet. Ich erinnere mich namentlich eines solchen Falles aus meiner Praxis, wo ich mit Genehmigung des schuldigen Ehemannes der Frau den Sachverhalt aufklärte. Es gab da wohl zuerst einen Affektsturm, aber schließlich auch eine große Verzeihungsscene. Das Kind aber wurde gesund und nährte sich gut, wenn auch ohne Amme. Solche offene Aussprache ist viel besser, als alles Heimlichthun, das stets nur Konflikte heraufbeschwört.

Darf der Arzt der Dienstherrschaft die Schwangerschaft des Dienstmädchens verraten? Nach meiner Auffassung, nach der nur Verhütung dringender Gefahr die höhere Pflicht der Rede auflegt, nicht. Ebensowenig würde ich die luetische Krankheit eines erwachsenen oder halberwachsenen Sohnes, selbst wenn er im Hause der Eltern

lebt, preisgeben. Nützen würde es gewiß nur sehr selten, dagegen allerlei Malheur, wie Familienzerwürfnisse, gegenseitige Entfremdung und dergleichen bringen.

Zur Verhütungspflicht gehört meines Erachtens auch, daß gemeingefährliche Individuen unschädlich gemacht werden, wobei es sich zumeist um Denunziationen von schweren Verbrechern handelt. Ein Berliner Arzt hatte einen Raubmörder zur Anzeige gebracht, der sich bei einem Raubmorde eine Verletzung zugezogen hatte und zum Verbinden gekommen war. Nach meiner Meinung hatte er recht daran gethan. Ich weiß wohl, daß ich mich hier mit Autoritäten, wie Placzek, in Widerspruch befinde; aber ich meine, es gibt etwas Höheres, als die Schweigepflicht zu Gunsten eines vertierten Verbrechers, das ist die Sicherung der Gesellschaft vor antisozialen Individuen. Etwas ganz anderes ist es, als der Polizei bei der Nachfrage nach Personen, die bei irgend einem Krawall oder nächtlichen Rencontre verletzt worden sind, Angeberdienste zu leisten und es war eine schöne Antwort, die Dupuytren auf die polizeiliche Anfrage nach Insurgenten gab: »Je n'ai pas vu d'insurgés dans mes salles d'hôpital, je n'ai vu que des blessés.«

Im Grunde genommen ist übrigens auch Placzek derselben Meinung, denn er sagt (S. 90): „Ohne jedes Bedenken würde ich mich zur Anzeige entschließen, wenn viehische Wollust ein minderjähriges (soll doch heißen geschlechtlich minderjähriges?) Geschöpf vergewaltigte. In solchen Fällen muß der Attentäter unschädlich gemacht werden, sollen ihm nicht, wie die beredten Zahlen der gerichtlichen Medizin lehren, eine Reihe anderer Geschöpfe zum Opfer fallen." Gewiß! Aber warum soll, was gegen den Lustmörder gilt, nicht auch gegen den Raubmörder gelten? Antisozial sind beide.

Dieselbe Anzeigepflicht fordert Placzek ja auch gegenüber den gewerbsmäßig kriminellen Abort treibenden Hebammen, was nach meiner Meinung viel weniger einwandfrei ist. Denn wenn der Arzt auch z. B. einen infolge verbrecherischer Manipulationen erfolgten

Todesfall anzeigen wollte, so würde er das Geheimnis der Toten preiszugeben haben, ohne des Erfolges sicher zu sein. Hier würde ich also nicht auf den Einzelfall Bezug nehmen, sondern die Polizei im allgemeinen auf das Treiben der verbrecherischen Hebamme aufmerksam machen, falls das überhaupt noch nötig sein sollte, denn meistens ist die Polizei schon ohnedies genügend unterrichtet.

Als ich vor langen Jahren in Schlesien Kreis-Physikus war, erschien eines Tages ein Dorfschulze mit seiner Tochter bei mir, teilte mir mit, daß das verleumderische Gerede gehe, seine Tochter habe ein Kind geboren, und bat mich, ihr ein reinigendes Zeugnis auszustellen. Bei der Untersuchung fand ich, daß das Mädchen in der That erst vor wenigen Tagen geboren hatte. Ich zeigte den Fall an, das Mädchen wurde in Untersuchungshaft genommen, aber das Kind war nicht zu finden, weder lebendig noch tot. Trotz des fehlenden corpus delicti wurde, da die Anklage auf Kindesmord nicht aufrecht zu erhalten war, die Angeklagte wegen Beseitigung eines Leichnams verurteilt. Ob dies richtig war, mögen die Juristen unter sich ausmachen. Damals erstattete ich die Anzeige, weil ich es für meine Pflicht hielt, heute würde ich es nicht mehr thun.

Practica est multiplex, und die ganze Kasuistik läßt sich hier nicht erschöpfen. Im gegebenen Falle muß der Arzt selbst wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Läßt er sich stets nur von dem Bestreben leiten, Schaden, Verbrechen und Unglück zu verhüten, so wird er, mag er nun mit dem § 300 in Konflikt geraten oder nicht, in seinem Gewissen ruhig sein. An solchen Konflikten ist übrigens meiner Meinung nach nur die sonderbare juristische Definition des Wortes „unbefugt" schuld. In Olshausens Kommentar heißt es: „Unbefugt ist die Mitteilung, wenn sie ohne Zustimmung der anvertrauenden Person geschieht, soweit nicht eine gesetzliche Vorschrift den Arzt zur Offenbarung zwingt oder dieselbe für zulässig erklärt." (Placzek, a. a. O. S. 7.) Befugt ist also der Arzt, durch Mitteilung seiner Wahrnehmungen zur Ergreifung eines Raubmörders, der sich

zum Verbinden einer Wunde bei ihm einstellt, beizutragen, erst dann, wenn der Herr Raubmörder gütigst seine Zustimmung ausspricht. Erfüllt der Arzt ohne diese gewiß nicht leicht zu erfüllende Bedingung seine Pflicht als Mensch und Mitglied der Gesellschaft, so handelt er unbefugt und kann mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft werden. Dabei wird es ihm jedoch zum Troste gereichen, daß die Verfolgung nur auf Antrag des in seinem Rechte gekränkten und in seinem ehrenden Vertrauen getäuschten Verbrechers eingetreten ist.

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist,
Vom Rechte, das mit Dir geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

Nur nebenbei sei noch bemerkt, daß gerade der Staat es ist, der dem Arzt mitunter die schlimmsten Indiskretionen abzwingt. Schon die Anzeigepflicht bei Epidemien kann große Nachteile und Belästigungen für den Kranken, z. B. das zwangsweise Verbringen in eine Anstalt, zur Folge haben. Aber hier tritt meistens das öffentliche Interesse gebietend in den Vordergrund. Schlimmer steht es mit der Anzeigepflicht der Zivilärzte, betreffs Soldaten, die an Geschlechtskrankheiten leiden. Ich stimme Placzek bei, der hierin eine Forderung unbefugter d. h. ungesetzlicher Offenbarung von Privatgeheimnissen sieht und zugleich auf die praktisch üblen Folgen aufmerksam macht. Gleiches gilt von den im Interesse der Statistik in das Zivilstands-Register geforderten Anzeigen unehelicher Geburten, bei denen der Name der Mutter, gewiß meist ohne irgend welchen Nutzen, preisgegeben wird.

Aus den angeführten Beispielen, die noch beträchtlich vermehrt werden könnten, ist zu ersehen, daß der Arzt sehr oft einer besonnenen und geistesgegenwärtigen Steuermannskunst bedarf, um zwischen den beiden Klippen: Strafgesetzbuch und höheres ethisches Pflichtgebot, glücklich hindurch zu lavieren. Wenn Brouardel sagt: »Le sécret médical est absolu, ou il n'est pas«, und den Rat gibt, nie und

unter keinen Umständen einem Dritten über den Kranken, der ihn konsultiert hat, Mitteilung zu machen, so geht dies nicht bloß viel zu weit, sondern wird sogar in den meisten Fällen, sicher aber in allen, wo es sich in der That nur um ganz unverfängliche Dinge handelt, dem Kranken schaden, da der Fragende unter der Weigerung etwas Schlimmes vermuten wird. Auch der Schutz, den die Strafprozeß-Ordnung der Behütung des Berufsgeheimnisses gewährt, hat oft nichts zu bedeuten, und namentlich dann nicht, wenn der Richter sich die gewünschte und notwendige Auskunft von anderer Seite verschaffen kann. Nicht selten habe ich früher als Direktor einer Kranken-Anstalt in Ehescheidungsprozessen Zeugnis darüber abzugeben gehabt, ob die verklagte Partei in der Anstalt an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit behandelt worden sei. Hätte ich hier das Zeugnis verweigert, so hätte ich mich im Grunde nur lächerlich gemacht, denn der Richter konnte jederzeit den Bureau-Vorsteher, der sein Zeugnis nicht verweigern durfte, bezeugen lassen, ob die betreffende Person auf der Abteilung für Geschlechtskranke verpflegt worden sei oder nicht.

Mit Recht trifft Strafe den unbesonnenen Schwätzer und Renommisten, mit Recht auch den, der in Wahrung berechtigter Interessen zu weit geht. Bekannt ist der Fall eines hochangesehenen Londoner Frauenarztes, der wegen eines solchen Vergehens vor kurzem zu der hohen Buße von 12000 £ = 240000 M. verurteilt worden ist. Er hatte seiner Frau den Umgang mit einer Dame untersagt, bei der er eine nur infolge Ehebruchs möglich gewesene „Miscarriage" gefunden hatte. Dies mochte noch angehen, schwerer aber wog es schon, daß er auch noch dem Schwager der Dame Mitteilung machte, infolge deren dieser seiner Schwägerin eine bisher gezahlte Jahresrente von 500 £ entzog. Der Umstand, daß hier alles hübsch in der Familie geblieben war, wirft zu Gunsten des mitteilsamen Arztes nur wenig in die Wagschale. Was Placzek sonst noch Lehrreiches über das Verhältnis des Arztes zu den Lebensversicherungs-Gesellschaften, über Atteste, Totenschau u. s. w. bringt, mag man a. a. O. nachlesen.

Größere Vorsicht, als häufig von Aerzten für geboten erachtet wird, erfordern bei wissenschaftlichen Publikationen auch die Krankengeschichten. Hier müssen Namen und andere persönliche Verhältnisse, z. B. der Wohnort, ganz unkenntlich gemacht werden, wenn man sich nicht großen Unannehmlichkeiten aussetzen will. Vor einiger Zeit ist in Luxemburg ein Arzt verurteilt worden, weil er, offenbar nur aus Sorglosigkeit, Krankengeschichten in einem wissenschaftlichen Blatte die Anfangs- und Endbuchstaben der behandelten Frauen, so daß diese leicht zu erkennen waren, mitgegeben hatte. Fast noch schlimmer sieht es um Photographien aus, von denen man Vervielfältigungen auch täglich in medizinischen Fachzeitschriften findet. Vor Veröffentlichung meines Lehrbuches der Irrenheilkunde, das zahlreiche Krankenporträts bringt, habe ich in jedem einzelnen Falle die schriftliche Erlaubnis des Vormundes, der Eltern oder sonst berechtigter Personen, sowie, wenn es irgend anging, auch der Kranken selbst eingeholt. In vielen Fällen habe ich auch nur die kranke Physiognomie, aber aus Diskretion nicht auch die gesunde vor der Krankheit oder nach der Genesung aufgenommen, gebracht, obgleich der Vergleich jedesmal lehrreich gewesen wäre.

Manche Aerzte haben die üble Gewohnheit, ihrer Frau gegenüber mitteilsam aus der Praxis zu sein. Dies ist immer tadelnswert. Denn das Geheimnis eines andern, das dieser dem Arzte nur anvertraut hat, weil er es in Not oder Gewissensqual anvertrauen mußte, darf auch auf solche Weise nicht profaniert werden. Edel gesinnte Frauen werden solche Indiskretionen selbst zurückweisen. Aber auch mit der Mitteilung kleinerer, harmloserer Erlebnisse sei man zurückhaltend und teile nur mit, was nötig ist, um der Frau kein unbegründetes Mißtrauen zu zeigen. Wenn auch keine Gefahr, daß weitergeplaudert wird, vorliegen sollte — und Frauen wissen, so oft man auch das Gegenteil behauptet hat, ihre Zunge viel besser zu wahren, als Männer — so macht es doch stets einen schlechten Eindruck auf andere, wenn die Doktorsfrau sich über alles wohl-

unterrichtet zeigt, und man traut dann dem Herrn Gemahl auch stärkere Indiskretionen zu.

Sehr vorsichtig sei man auch bei Mitteilungen sogenannter interessanter und pikanter Fälle an Kollegen. Denn wenn auch keine Namen genannt werden, ist doch stets Gefahr vorhanden, daß der Schleier nicht dicht genug hält. Es gibt Kollegen, die einen ganz eigenen Spürsinn hierin besitzen und nicht eher ruhen, bis sie alles heraushaben.

Siebenter Abschnitt.

Von den Grenzen der ärztlichen Befugnisse.

Die Grenzen der ärztlichen Befugnisse sind ein für allemal durch die Natur des Berufes festgesteckt. Der Arzt als Arzt soll eben nichts anderes sein als Arzt, das heißt, ein zur Heilung des Kranken oder Verletzten berufener Sachverständiger. Innerhalb dieses Gebietes ist er souverän, außerhalb desselben hat er nichts zu suchen. Er soll sich auf sein Heilgeschäft beschränken und nicht außerdem noch den Kommissionär, den Advokaten oder Pastoren spielen wollen.

Daß er innerhalb seines Berufes souverän sei, soll übrigens auch nur Selbständigkeit im Handeln bedeuten und daß ihm niemand in seine Verordnungen hineinreden kann. Im Grunde aber ist er doch eigentlich nur ein Mandatar, dem der Auftrag geworden ist, den Kranken herzustellen, zu bessern oder sein Leiden zu lindern. Zu diesem Zwecke vertraut ihm der Kranke seinen Körper an, macht ihn aber nicht zum Herrn desselben. Von der höchst verkehrten Meinung mancher Aerzte, namentlich solcher, die in majorem gloriam der Wissenschaft arbeiten, sie dürften mit dem Kranken nach Belieben schalten und walten, oder gar, unbekümmert, ob Schaden daraus entstehe, ja selbst mit dem Bewußtsein, daß Schaden entstehen müsse, Experimente mit ihm anzustellen, haben wir schon gesprochen. Namentlich über die Autokratie mancher Anstaltsärzte, die die thatsächlich von ihnen abhängigen Kranken als „Material" ansehen und im Dienste der Wissenschaft mißbrauchen, hat man solche Klagen gehört.

Allerdings kommt hier alles auf Absicht und Natur des Experimentes an. Geradezu verbrecherisch können sie werden, wenn sie nur „aus wissenschaftlichem Interesse", sagen wir lieber Neugier, und in sicherer Voraussicht, ja mit der Absicht der Schädigung, z. B. bei Syphilis-Einimpfungen, angestellt werden. Aber etwas anderes ist es, wenn ein Arzt nach gewissenhafter Abwägung und Vorausberechnung aller Anzeigen und Möglichkeiten, nach vorausgegangenem Studium und überzeugt vom Gelingen eine neu erfundene Kurmethode unter allen denkbaren Vorsichtsmaßregeln zum erstenmal anwendet. Dann ist seine Handlungsweise keine leichtfertige und frivole Spielerei mit Menschenglück und Menschenleben, sondern ein Gebot, und etwas Sacrosanctes umschwebt sie. So war es, als Billroth, der noch etwas mehr war, als ein bloßer Chirurg, nämlich ein großer und guter Mensch, die erste Magenresektion machte, eine Operation von bisher unerhörter Kühnheit. Solch ein Gefühl heiligen Schauers erfüllte uns, als mein großer Lehrer Middeldorpf die erste Operation mit der glühenden Platinaschlinge, und zwar 'mit dem schönsten Erfolge gekrönt, wagte. Alle neuen Kurmethoden, wie die Kaltwasserbehandlung bei Infektionskrankheiten und die Serumeinspritzungen bei Diphtherie, mußten doch erst probiert werden, ehe sie Gemeingut werden konnten. Zu mancher solchen Probe gehört auch insofern moralischer Mut, als es oft recht schwierig ist, Vorurteilen und altgefesteten Ideen entgegenzutreten. Wenn einmal ein kühner Neuerer, der zufällig nicht Universitätsprofessor ist, eine Methode einführt oder verbreitet, die dem gewohnten Ideengang widerspricht — welcher Spott und Hohn unter den Zünftigen, welche kühle und hyperkritische Zurückweisung! Dies gilt natürlich nicht bloß von Heilmethoden, sondern von neuen Lehren und Entdeckungen überhaupt, die Misoneisten verschreien sie stets als Ketzerei. Harveys neue Lehre vom Blutkreislauf wurde von der Pariser Fakultät — ihr Dekan hieß Riolan — verworfen. Aber wer kennt heute nicht Harvey, und wer spricht noch von Riolan?

Also der Arzt ist selbstherrlich auf seinem Gebiete und braucht sich von niemandem, auch von dem Kranken nicht, in seine Verordnungen hineinreden zu lassen. Trotzdem ist er von dessen Zustimmung nicht ganz unabhängig und darf ohne dieselbe nichts unternehmen, was dem Kranken großes Unbehagen, Schmerz oder Gefahr bereiten kann. Nicht einmal ein Brech- oder Abführmittel würde ich mir zu geben getrauen, ohne dem Kranken wenigstens zu sagen, was ihm bevorsteht. Ganz unbedingt aber gilt die Regel für Operationen, falls es die Umstände nicht unmöglich machen, die Genehmigung des Kranken oder des sonst zur Wortführung Berechtigten einzuholen. Ja, es kann vorkommen, daß diesem, wenn zwei Möglichkeiten vorliegen, die Wahl überlassen wird. Bei der Entbindung der Kaiserin Marie Louise war das Leben von Mutter oder Kind in Frage gestellt. Napoleon, dem Corvisart die Sachlage vorstellte, entschied sich, obgleich er sich sehnlichst einen Thronerben wünschte, für die Mutter — »sauvez la mère« befahl er. Bekanntlich lief die Affaire schließlich noch für alle Beteiligten glücklich ab.

Falls es die Umstände nicht unmöglich machen! — und das kommt häufig genug vor. Zur Lebensrettung ist eine Operation erforderlich, aber der Kranke, sagen wir ein Bewußtloser oder ein Kind, ist zur Aeußerung einer Willensmeinung nicht fähig und sonst Berechtigte sind augenblicklich nicht zu erreichen. Darf in solchen Fällen der Arzt ohne Genehmigung, sagen wir unter Voraussetzung derselben, operieren? Humanität und gesunder Menschenverstand sagen ja! Juristen sagen nein!

Lehrreich ist ein kürzlich ergangenes Reichsgerichtserkenntnis. Bei einem siebenjährigen Kinde hatte der Arzt, Inhaber einer Klinik, mit Zustimmung aller Beteiligten wegen Knochentuberkulose die Resektion von Fußwurzelknochen gemacht. Die Operation war nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet gewesen, und um das Fortschreiten der lebensbedrohenden Krankheit zu verhindern, erschien die Amputation des Unterschenkels angezeigt. Die Mutter gibt die Genehmigung, der

Vater, ein Anhänger der Naturheilkunde, verweigert sie. Rücksprache mit demselben hatte in dem Arzte die Meinung erweckt, daß er im Grunde doch nichts dagegen haben werde, weshalb zur Operation geschritten wurde. Das Kind lag schon auf dem Operationstische und die Chloroformnarkose war beendigt, als plötzlich eine Pflegeschwester eintritt und meldet, draußen stehe der Vater, um das Kind abzuholen. Jetzt sei es zu spät, erwidert der Arzt, amputiert den Fuß und das Kind wird gesund. Auf die Klage des Vaters sprach das Gericht erster Instanz den Arzt zwar frei, das Reichsgericht aber sah in der lebensrettenden Handlung eine Mißhandlung und vorsätzliche Körperverletzung. (S. Dr. Carl Stooß, Chirurgische Operationen und ärztliche Behandlung. Berlin 1898. Otto Liebmann.)

Das Bemerkenswerte dabei ist, daß das Reichsgericht nicht bloß diese eine inkriminierte Handlung, sondern jede chirurgische Operation begrifflich als Mißhandlung auffaßt. Der Ober-Reichsanwalt führte aus: „Begrifflich sei als Mißhandlung jeder Eingriff in die körperliche Integrität und den körperlichen Organismus eines anderen aufzufassen, wenn er geeignet erscheine, bei demselben Schmerzgefühl hervorzurufen, körperliches Mißbehagen herbeizuführen, eine Störung des körperlichen Wohlbefindens zu verursachen," und das Reichsgericht sagt: „Zunächst erscheint es verfehlt, mit der Vorinstanz den zum Zweck des Heilverfahrens vorgenommenen chirurgischen Eingriffen in die Unversehrtheit des Körpers und der Gliedmassen eines Menschen schon um deshalb objektiv den Charakter einer unter § 223 des St.G.B. fallenden „Mißhandlung" absprechen zu wollen, weil nach gewöhnlichem Sprachgebrauche unter „mißhandeln" lediglich ein unangemessenes, schlimmes oder übles, niemals aber ein an sich vernünftiges und zweckmäßiges Handeln zu verstehen sei."

Zum Glück ist nicht jede operative „Mißhandlung" strafbar, sondern nur die rechtswidrige, d. h. die ohne Zustimmung des Kranken, wenn auch unter Voraussetzung derselben vorgenommene, auch wenn sie noch so notwendig, wohlthätig und lebenserrettend war.

Ausnahmen werden nicht zugelassen. Das Reichsgericht sagt: „So werden sich unbedenklich für die vielerörterten Ausnahmefälle, in denen wegen Bewußtlosigkeit, Geisteskrankheit, Unzurechnungsfähigkeit des Patienten, oder bei Gefahr im Verzuge wegen Abwesenheit der Vertreter des Kranken sich eine ausdrückliche Willensentschließung der hiefür zuständigen Personen nicht erzielen läßt, oder die Willensäußerungen des Kranken oder seiner Angehörigen unklar, unsicher, schwankend lauten, wertvolle, praktische Folgerungen zu Gunsten des guten Glaubens und der berechtigten Voraussetzungen des behandelnden Arztes im Sinne eines ihm aktuell zur Seite stehenden Konsenses der Beteiligten ergeben."

Also auf das sogenannte richterliche Ermessen soll es auch hier hinauslaufen. Dieses richterliche Ermessen ist eine Errungenschaft der neueren Strafrechtspflege. Als orientalische Kadijustiz aber ist sie schon lange im Gebrauch, wie wir schon aus den Erzählungen der Tausend und eine Nacht wissen, wo der Kadi auch nach seinem Ermessen weise richtete und entweder auf Bastonnade von hundert Stockstreichen oder, falls der Verklagte unschuldig war, auf eine Entschädigung von hundert Goldzechinen erkannte. Leider hat letzterer Grundsatz des wackeren Kadi, den unschuldig Verklagten zu entschädigen, bei uns noch nicht Bürgerrecht erworben. Wir würden übrigens schon froh sein, wenn er wenigstens auf die unschuldig Verurteilten Anwendung fände. Wer möchte wohl auf die Brücke, die das Reichsgericht baut, treten? Wenn der Arzt in Abwesenheit der Eltern, also ohne sie befragen zu können, ein diphtheriekrankes Kind durch die Tracheotomie vom Tode rettet, so ist es noch keineswegs ausgemacht, ob das richterliche Ermessen „wertvolle praktische Folgerungen zu Gunsten des guten Glaubens und der berechtigten Voraussetzungen des behandelnden Arztes" ziehen wird, oder ob der Richter ihn nicht vielmehr nach § 223 und 225 des St.-G.-B.'s wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestrafen will. In einem Irrenasyle erkrankt eine Frau an einem eingeklemmten

Schenkelbruche. Von ihr selbst ist keine zustimmende Erklärung zu erlangen und der Vormund wohnt zwanzig Meilen entfernt, vor dem dritten Tage ist besten Falls keine schriftliche Antwort zu erwarten. Darf in diesem dringenden Notfalle der Arzt nicht ohne weiteres operieren? Bewahre! Das würde ja einen Eingriff in eine fremde Rechtssphäre bedeuten. Der Arzt thut es doch und rettet der Kranken ihr, wenn auch nur armseliges Leben — aber doch immerhin ein Leben, ein Menschenleben. Er wird angeklagt und wenn er Glück hat, findet er vielleicht einen Kadi, der nicht bloß gerecht und weise, sondern auch nachsichtig ist und ihn laufen läßt, wenn auch ohne die bewußten hundert Goldzechinen. Damit ist er natürlich noch lange nicht frei, denn nun kommt erst die höhere Instanz, die die beregten „wertvollen, praktischen Folgerungen" zu seinen Gunsten vielleicht nicht zieht und ihn verurteilt. „Aber ich habe doch kein Unrecht gethan, habe vielmehr Versäumnis vermieden und meiner Pflegebefohlenen das Leben gerettet," ruft der Aermste empört und verzweifelt. „Mein Lieber," belehrt ihn Frau Justitia vom hohen Throne, „Sie haben immer noch nicht begriffen, worauf es hier ankommt. Sie haben eine vorsätzliche Körperverletzung begangen, strafbar nach Paragraph so und so, Ihre Handlung war eine Mißhandlung. Uebrigens, was gehen mich Ihre Pflegebefohlenen an? Fiat justitia, pereat mundus!« Seit römisches Recht in deutschen Landen herrschend geworden war, hat nie wieder das Volksbewußtsein so in Widerspruch mit der Rechtsprechung gestanden, wie heute. Fast möchte man sich das alte Inquisitionsverfahren mit seinem doch immerhin strengeren und objektiveren Beweisverfahren zurückwünschen.

Was den Kriminalfall anbetrifft, der zu dieser langen Auseinandersetzung und wohl auch zu der strafrechtlichen Studie von Stooß, die jeder Arzt lesen sollte, den Anlaß gegeben hat, so darf freilich nicht verkannt werden, daß das Verhalten des Operateurs, obgleich ihm allerhand Entschuldigungen zur Seite stehen, insofern[e] nicht ganz einwandfrei war, als er allerdings in die Rechtssphäre des

Vaters übergegriffen hat. Daß der Vater sein Recht in höchst thörichter Weise gebraucht hat und daß das höhere, moralische Recht auf Seite des Arztes stand, ist dessen in der Sache selbst liegende Entschuldigung. Trotzdem ist hier offenbar eine Lücke im Gesetz. Das Reichsgericht hat sie durch seine Definition der Körperverletzung auszufüllen gesucht, Stooß (a. a. O. S. 28) schlägt polizeiliche Strafe, also eine Ordnungsstrafe vor, mir scheint es eher ein Gegenstand für ehrengerichtliche Behandlung zu sein. Freilich kein ärztliches Ehrengericht würde in solchen Fällen zu einer Verurteilung gelangen. Ein juristischer Schriftsteller sagt (Stooß S. 29): „Daß Tag für Tag in Deutschland Tausende von Körperverletzungen vorkamen, die nur auf Grund der Einwilligung der Verletzten straflos blieben, wurden Praxis und Theorie bisher so wenig, wie in diesem Augenblicke, gewahr. Es hat eben niemand, weder die Verletzten noch die Staatsanwaltschaft, je daran gedacht, daß nach der anerkannt herrschenden Lehre alle diese Fälle (nämlich die chirurgischen Operatoren) strafbar seien."

Da lob' ich mir die Gesetzgebung der Antipoden. Das Strafgesetzbuch von Neu-Seeland (1893) enthält (nach Stooß S. 106) in § 69 folgende Bestimmung: „Geschützt gegen strafrechtliche Verfolgung ist derjenige, welcher zum Nutzen eines anderen an demselben mit der erforderlichen Sorgfalt und dem nötigen Geschick eine nach Lage der Sache und dem Zustande des Patienten vernünftige Operation ausführt." Hier hat der gesunde Menschenverstand gesiegt; hier ist es dem in seiner „Rechtssphäre" Bedrohten fortan nicht mehr möglich, durch eigensinnigen und unvernünftigen Widerspruch die Vornahme einer lebensrettenden Handlung zu vereiteln.

Also der Arzt soll sich der Genehmigung des Patienten versichern. Er hat jedoch nicht nötig, sich dabei der Definition des Reichsgerichts anzuschließen und von „Mißhandlung" und „Körperverletzung" zu sprechen, und darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, wegen Verschleierung von Thatsachen verantwortlich gemacht zu werden, getrost den Ausdruck Operation gebrauchen.

Ueberraschungen, wie sie sich der Zirlauer Schäfer mit seinen hohen Patienten erlaubte — ich habe sie im zweiten Abschnitt erzählt — gehören jedoch nicht zu den Befugnissen des Arztes. Auch erschleichen soll er sich die Zustimmung nicht durch Vertuschen und Schönfärberei. Gewiß ist es ihm erlaubt, von den zwei Seiten, die jedes Ding hat, hier die schönere zur Ansicht auszustellen und dem Kranken durch Wort und Haltung Mut zu machen. Aber auch das Bedenkliche darf er nicht verschweigen und den Ernst der Lage ganz verheimlichen. Erst dann wird ihm auch die Zustimmung des Patienten eine moralische Stütze sein. Schwer zu tadeln aber wäre es, wenn er bei einer Operation, deren Lebensgefährlichkeit mit dem erhofften Gewinn nicht in richtigem Verhältnis steht, z. B. bei der Entfernung eines Kropfes, den Hilfesuchenden in Unklarheit lassen wollte. Es gibt auch rauhe und ehrliche Naturen unter den Aerzten, und früher waren sie noch häufiger als jetzt, die durch Derbheit, Drohungen und Schläge den Kranken zur Duldung gewisser kleiner, sofort vorzunehmender Operationen, z. B. die Eröffnung eines Abszesses und dergleichen, nötigen. Merkwürdigerweise erfreuen sich solche Grobiane mitunter gerade besonderen Vertrauens und in den Augen des Publikums wird ihr rüdes Verhalten wohl gar zur Tugend umgeprägt. Man rühmt ihnen Entschiedenheit nach und ist unangenehm enttäuscht, wenn einmal eine mildere Sonne durch die Wolken lächelt. „Ich weeß ooch gar nich," sagte der schlesische Bauer zu seiner Frau, „was das heite mit dem Dukter war. Geschla'n hat er mich nich a eenzigesmal und ann Esel hat er mich blus eemal geschimpft." — Kassenärzten ist übrigens solche rauhe Tugend nicht günstig.

Das Wort, die Grenzen der ärztlichen Befugnisse seien ein für allemal durch die Natur des Berufes gesteckt, bedarf noch einer Einschränkung. Es muß heißen: durch die Natur des gewissenhaft betriebenen Berufes. Dies gilt schon von der Diagnose. Die erste Pflicht des Arztes ist, sich Klarheit zu verschaffen, so weit es möglich ist, und darnach sorgsam die Schritte zum Ziele abzumessen. Wenn

er ins Blaue oder vielmehr ins Dunkle hinein wirtschaftet oder auch umgekehrt die Hände in den Schoß legt, wo er handeln sollte — in beiden Fällen überschreitet er seine Befugnisse. Es gibt ja leider immer noch Aerzte von glücklichem Temperamente, die den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und stets bereit sind, auf gütige Mithilfe der Mutter Natur zu rechnen. Durch Handeln wenigstens schädigen sie nicht, ja vor manchen Draufgehern darf man sie rühmen, daß sie sich das Gebot des nil nocere, vor allem selbst keinen Schaden anzurichten, zum Gesetz gemacht haben. Desto größer und oft haarsträubend sind ihre Unterlassungssünden und aus Nachlässigkeit verübten Kunstfehler. Dann kommen gelegentlich die schönen Fälle zum Vorschein, wo eine Ausrenkung des Oberarmes wochenlang als Rheumatismus behandelt, ein eingeklemmter Leistenbruch bis zum Brandigwerden überhaupt nicht beachtet worden ist. Von einem solchen Arzte darf man auch sagen, daß er seine Befugnisse überschritten hat, indem er die Behandlung eines Kranken übernommen hat, ohne ihn gehörig zu untersuchen und sich betreffs der Diagnose auf dem Laufenden zu halten. Nur unter der stillschweigenden Voraussetzung des gewissenhaften Berufsbetriebes aber sind ihm Befugnisse eingeräumt worden. Deswegen soll auch der Ungeübte sich nicht zu Operationen drängen, denen er nicht gewachsen ist, oder Methoden ausüben wollen, von denen er nichts versteht.

Gleiches gilt von der Behandlung aus der Ferne, der brieflichen und mündlichen Raterteilung, ohne daß der Kranke gesehen worden ist. Gerade sie freilich imponiert dem Publikum am meisten und schon von alters her wurden die Wahrsagungen Urin und Haare beschauender Schäfer, ebenso wie heute noch, gläubig angestaunt. Der Arzt aber, der aus der Ferne kuriert, überschreitet nicht bloß die Befugnisse, sondern handelt geradezu betrügerisch, indem er den Glauben zu erwecken sucht, die oberflächliche und noch dazu häufig fehlerhafte Auskunft, die er über den Kranken zu erhalten im stande ist, genüge zur Beurteilung seines Zustandes.

Auch der Arzt, der Uebereifer zeigt und mehr Besuche macht, als nötig sind, überschreitet seine Befugnisse. So gern man ihn sieht, wo wirklich Not ist, so hoch man ihn vielleicht als Freund und Gesellschafter schätzen mag — erscheint er häufiger, als erwartet werden darf, so kommt er meist sehr ungelegen. Was würde man auch von einem Seelenhirten sagen, der allzu häufig den Schafstall aufsucht? Auch hierin hat der Arzt Diskretion zu beweisen und weise Zurückhaltung. Auch möge er bedenken, daß es viele Klienten gibt, die nicht in guten Verhältnissen leben und das Honorar für den Einzelbesuch ängstlich mit der Gesamtzahl multiplizieren. Dem Arzte liegt gewiß die Absicht ganz fern, seine Einnahme dadurch zu verbessern, und das Publikum traut es ihm auch gar nicht einmal zu, aber verdacht wird es ihm doch.

Was soll man aber gar von jenem Frauenarzte eines Nachbarlandes sagen, der gewohnheitsmäßig Operationen machte oder vielleicht auch nur zu machen vorgab, die gar nicht nötig waren, bloß um hohe Rechnungen aufstellen zu können? Hier ist von einer Ueberschreitung der Befugnisse schon keine Rede mehr, vielmehr die betrügerische Absicht offenbar. So beschämend es für unsern Stand auch ist, gereicht es doch einigermaßen zum Troste, daß es nur als Kuriosum erzählt zu werden braucht.

Achter Abschnitt.

Von der Zukunft des ärztlichen Standes.

Wie wird sich die Zukunft des ärztlichen Standes, insonderheit des deutschen Arztes, gestalten? Prophezeien ist immer schwer und undankbar, aber einigermaßen kann man hier wohl den vor uns liegenden Weg aus der Kurve des bereits zurückgelegten berechnen. Schon hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten unser Standpunkt beträchtlich verändert. Wir merken es nur nicht so, weil wir selbst mitten in der Bewegung stehen. Aber wenn wir, soweit es die Hast des Augenblickes erlaubt, den Blick einmal rückwärts wenden, sehen wir, welche weite Strecke das Heute vom Gestern trennt.

Wir sehen, wie die Umbildung des Arztes vom Gelehrten zum Techniker immer weiter vorgeschritten ist. Schon vor nahezu achtzig Jahren, mit der Erfindung des Stethoskops durch Laennec, hat sie begonnen, ja eigentlich war auch sie nur eine Etappe auf einem schon beschrittenen Wege. Den alten Aerzten von damals, das heißt den Aerzten, die damals schon alt waren und alt fühlten, war sie ein Greuel, und manches lebendige Petrefakt haßt sie auch heute noch. Dies ist dann immer weiter gegangen, die Elektrotechnik kam hinzu, Augen- und Kehlkopfspiegel wurden erfunden, die Massage aus den Händen von Schäfern und Streichfrauen befreit und zu hocheleganter ärztlicher Praxis erhoben, die Technik der Wärmemessung und der Kaltwasserbehandlung wurde ausgebildet, die Untersuchungsmethoden, chemische, physikalische, spektroskopische beträchtlich vervollkommnet oder

ganz neu erschaffen, die Bakteriologie erhob immer dringender auch an den praktischen Arzt ihre Ansprüche, Photographieren gehörte bald zu den geschätzten Fertigkeiten, die Beleuchtung durch Röntgenstrahlen, zuerst auch von Koryphäen der Kunst mit zweifelndem Blicke betrachtet, eroberte sich Schritt für Schritt immer weiteres Terrain — wer kann alles aufzählen? Große wesentliche Fortschritte sind hiermit gekennzeichnet und mit freudigem Stolze dürfen wir das schöne Schauspiel betrachten, wie viele Kräfte und Erfindungen der Heilkunst dienstbar gemacht worden sind. Aber es hat auch zuwege gebracht, daß für den tüchtigsten Arzt heute nicht mehr der gelehrteste, sondern der technisch am meisten durchgebildete gehalten wird.

Nachdem die Sache einmal diese Entwicklung genommen, sehe ich auch keinen Grund mehr, Realschulabiturienten das Studium der Medizin zu verschließen. Wie an einer ersten Liebe hänge ich immer noch an meiner auf dem humanistischen Gymnasium erworbenen sogenannten klassischen Bildung. Aber zugleich sehe ich auch, wie tief sie im Preise gesunken ist. Daß gelehrte Bildung beim Arzte nicht geschätzt ist und nicht mehr gefordert wird, sieht man schon daran, daß der Doktortitel nicht mehr, wie früher, obligatorisch ist. Früher durfte niemand das Staatsexamen machen, der nicht schon promoviert war, jetzt ist es umgekehrt, das Staatsexamen muß vorangehen. Der Doktortitel, die summi honores academici, ist aber seiner Natur und geschichtlichen Herkunft nach nicht etwa bloß ein schmückendes, im Grunde aber überflüssiges Beiwerk, sondern er bezeugt die Zugehörigkeit zur souveränen Republik der Wissenschaften, zum Gelehrtenkörper gratiosi medicorum ordinis. Die Frage, ob der moderne Arzt und Techniker ein Gelehrter oder Künstler sei, braucht müßige Köpfe nun nicht mehr zu beschäftigen. Er ist keines von beiden mehr, sondern hat es bis zum Gewerbetreibenden gebracht.

Wie wenig von den Aerzten selbst auf gelehrte Bildung gegeben wird und wie tief sie im Werte gegen die Technik gesunken ist, kann man auch aus der Geringschätzung geschichtlicher Studien ersehen.

Zur Not, daß man von Hippokrates, Galenus, Paracelsus und einigen andern Medizinheiligen hat reden hören — aber sie wirklich kennen lernen und die Entwicklung der Medizin studieren — bewahre, nein! Dazu haben wir keine Zeit, und wozu sollen solche Dinge, die doch nur eine Geschichte menschlicher Irrtümer darstellen, nützen? Kann ich damit ein Bein verbinden oder eine Gaumennaht machen oder eine Serumeinspritzung verrichten? — Man vergißt nur dabei zu leicht, daß man auch das Gewordene nur dann richtig versteht, wenn man es aus dem Werdenden hat kommen sehen.

Auch die Vernachlässigung der Philosophie gehört hierher. Die Reaktion der vierziger und fünfziger Jahre gegen die „unfruchtbare" Naturphilosophie und der ihr folgende Kultus des Thatsächlichen hatten selbstverständlich volle Berechtigung, ja, erwiesen sich geradezu als eine notwendige Entwicklungsphase, wenn die Medizin ihren Zusammenhang mit der damals auf allen Gebieten schwunghaft voranschreitenden Naturforschung nicht verlieren wollte. Auch ist ja auf diesem Wege Großes und Ungeahntes geleistet und erreicht worden. Aber allgemach wird es doch Zeit, sich wieder einmal umzusehen, und man wird dann finden, daß auch die Philosophie inzwischen vorangeschritten und keine öde Spekulation mit aprioristischen Begriffen mehr darstellt, sondern Anschauungsphilosophie geworden ist. Aber wie viele Aerzte mag es wohl geben, die von dem großen Bahnbrecher Schopenhauer mehr wissen, als daß er ein greulicher Pessimist gewesen sein soll, oder die von Wundt und v. Hartmann etwas mehr als die Namen kennen? So ist es auch auf anderen Gebieten — in der Allgemeinbildung der Aerzte, und gerade bei den „ersten Praktikern" begegnet man gelegentlich einer erschreckenden Oede. Nicht artem, sondern artes — keine Kunst, sondern Kunstfertigkeiten — heißt die Devise — artes, die die Alten mutae nannten, weil sie stumm bleiben und ihre Erfinder nicht preisen. Gewiß sind sie dem Arzte so nötig, wie dem Maler die Technik des Malens, aber mit ihnen allein kann man das höchste Ziel nicht erreichen.

Die Medizin gilt also als keine freie Kunst mehr, sondern als Gewerbe, und der es treibt, mag sich hübsch vorsehen, daß ihm der Herr Staatsanwalt nicht allzusehr auf die Finger sieht. Er kann sonst schlecht anlaufen, wenn ihm einmal nachgewiesen wird, daß er gegen die „allgemein anerkannten Regeln" der Kunst, soll heißen: gegen die gerade geltenden Handwerksregeln, verstoßen hat. Was heißt: „allgemein anerkannte Kunstregel?" Streng genommen würde es Chinesentum bedeuten, denn von jeher haben Reformen gerade mit Durchbrechung einer hemmenden Mauer von Regeln begonnen. Man braucht übrigens gar nicht weit in der Geschichte zurückzugehen, die neue Zeit bietet Beispiele genug. Die Kaltwasserbehandlung, gegen Mitte der sechziger Jahre zuerst oder vielmehr nach langer Vergessenheit aufs neue gegen Typhus angewandt, bald aber auf alle fieberhaften Infektionskrankheiten, Scharlach, Masern, Erysipel, Lungenentzündung u. s. w. ausgedehnt, brach mit allen geheiligten Traditionen. Das Gleiche war der Fall bei der von mir eingeführten Behandlung der Bleichsucht mit Schwitzbädern, und nun gar nach dem Vorgange von Dyes, mit Aderlässen. Bei Bleichsucht Blut und Säfte entziehen — welche Verwegenheit, und nun gar ohne Eisen, dieses souveränste und wichtigste aller Heilmittel! Das war ja gerade, als wolle man einen Gott vom Altare stoßen. Die zwangsfreie Behandlung der Irren — welchen entrüsteten Widerspruch erregte sie nicht bei allen misoneistischen Anhängern der alten Kunstregeln, welches Kopfschütteln bei allen Bezopften!

Kunstfehler sind zwar auch früher schon gelegentlich verfolgt und bestraft worden, und wo die Schuld zu offenbar war, auch mit Recht. Aber jetzt, wo die Aerzte selbst die staatliche Aufsicht durch Ehrengerichte so dringend fordern, nähern wir uns immer mehr dem glücklichen Zustande, wo es bald kein ärztliches Ermessen mehr, sondern nur noch eine staatlich vorgeschriebene, z. B. königlich preußische Therapie, geben wird. Daß dafür der Staat nun auch die materielle Sorge übernehmen und die Aerzte fest anstellen werde — wie es z. B. früher

im Herzogtum Nassau der Fall war — gehört sicherlich nicht zum Zukunftsbilde des ärztlichen Standes.

Auf der andern Seite wieder — seltsamer Widerspruch! — läuft man allem Neuen begierig nach und ist nur zu leicht geneigt, es, noch bevor Erfahrung wirklich zum Wort gekommen ist, sofort zur „anerkannten Regel der Kunst“ zu erheben. Die aseptische Wundbehandlung ist ja einer der schönsten Erfolge der letzten Jahrzehnte und man darf vielleicht auch sagen, daß sie jetzt zu den allgemein anerkannten Regeln gehört. Aber auch sie hat ihre Entwickelungsleiter durchmessen, ehe sie sich von der antiseptischen zur aseptischen Methode emporgearbeitet hat. Vor zwanzig Jahren, als noch das antiseptische Evangelium galt, würde ich es keinem Chirurgen geraten haben, ohne Karbolspray zu operieren, keinem Geburtshelfer, ausgiebige Karbolausspülungen zu unterlassen. Bei irgend einem ganz unverschuldeten Mißerfolge hätte er dem Staatsanwalt verfallen können und die Berufsgenossen selbst würden ihn mit großer Mehrheit eines Kunstfehlers beschuldigt haben. Heute wird die Methode, deren Unterlassung damals als Kunstfehler galt, fast allgemein nicht bloß für ganz überflüssig, sondern geradezu für fehlerhaft und schädlich gehalten.

Man kann Techniker und Künstler zugleich sein, ja, beide sind überhaupt nicht voneinander zu trennen. Alle ausübenden Künstler, die Maler, Bildhauer, Architekten beweisen es. Auch der Arzt muß es sein, denn Heilen ist eine Kunst, zu deren Ausübung die Technik von der Wissenschaft geliefert wird. Aber er braucht deswegen nicht unter dem Gewerbegesetz zu stehen. Inzwischen hat er sich auf sich selbst besonnen und möchte gern wieder heraus. Es wird ihm schwer gelingen und man wird ihm zurufen: Tu l'as voulu, Georges Dandin!

Zum ärztlichen Gewerbebetriebe hat sich nun auch die Frau gemeldet. Selbstverständlich — warum sollte sie es auch nicht? Erst entkleidet man den Arzt seiner Priesterwürde und dann wundert man sich, daß auch Laien und Frauen zelebrieren wollen. Ganz ohne Bild gesprochen — ich verstehe wohl den Widerspruch so vieler Aerzte

gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium und der ärztlichen Praxis, aber ich billige ihn nicht. Das Für und Wider nochmals zu erörtern, hätte hier keinen Zweck. Die Frauen erheben einfach eine Forderung der Gerechtigkeit und dies allein ist durchschlagend. Ueberdies ist die Sache schon so gut wie zu ihren Gunsten entschieden und nachträgliche Betrachtungen anzustellen, würde ein undankbares Geschäft sein. Daß die Physiognomie des ärztlichen Standes, wenigstens in Deutschland, durch den Zuwachs des weiblichen Elements sehr verändert werden wird, glaube ich nicht. Denn zunächst werden es doch nur sehr wenige sein, die sich diesem mühevollsten aller Berufe zuwenden. Studieren — ja! Aber auch praktizieren, voll praktizieren, um seinen Lebensunterhalt damit zu erwerben, mit aller Arbeit und Verantwortlichkeit beladen, das wird von denen, die das Studium absolviert haben, immer nur ein Bruchteil. Deshalb wird auch die Konkurrenz, die vielfach noch gefürchtet wird, keine sehr lästige sein. Möglich, ja wahrscheinlich, daß zum Beispiel in einer kleinen Stadt ein weiblicher Arzt dem männlichen Kollegen eine vernichtende Konkurrenz bereitet, und ich bin nicht herzlos oder manchesterlich genug, um zu sagen, dem Schwachen geschehe recht, wenn er unterdrückt wird. Aber kommt nicht ganz Gleiches täglich auch unter männlichen Konkurrenten vor? Ob und inwieweit die Aerztin sich auch der Standesinteressen annehmen wird, ob sie ihren eigenen Weg gehen oder sich einer gemeinsamen Disziplin fügen wird, und was dergleichen Fragen mehr sind, muß die Zukunft lehren.

Ich gehöre nicht zu den Misoneisten, wie Lombroso die Feinde des Neuen bezeichnet, erhoffe auch für das weibliche Geschlecht günstigere materielle Lebensbedingungen und höheren geistigen Flug, erkenne endlich auch, wie gesagt, die Gerechtigkeit ihrer Forderung an. Aber, daß ich es nur gestehe, etwas altmodisch bin ich trotzdem noch geblieben. Schon das Studium! Ist es Mut oder ist es Abstumpfung, daß weibliche Studenten die unvermeidlichen Demonstrationen, z. B. der Geschlechtsteile, die Belehrung über deren natürliche Verrichtungen

und was dazu gehört, gelassen entgegennehmen? Natürliche Dinge! sagt man wohl, die können doch die Seele nicht vergiften. Gewiß nicht! Aber es gibt Dinge, die zu wissen lohnender ist. Man muß sich umdenken, wenn man sich ein junges Mädchen als Hörerin in einem anatomisch-physiologischen Kolleg vorstellen soll. Es liegt etwas darin, das gegen unser Empfinden geht, vielleicht, wie manche sagen werden, ein unklares Empfinden, das sich im Lichte der Erfahrung aufhellen wird. Aber doch immerhin ein Empfinden, das zur Zeit wenigstens noch ziemlich verbreitet ist und einen Teil des allgemeinen Bewußtseins ausmacht. Deswegen sind auch nicht die Aerzte, sondern unsere Dichter und Lyriker, die so unverdrossen die deutsche Frau und Jungfrau besingen, die wahren und eigentlichen Gegner des ärztlichen Studiums der Frau.

Das wissen wir wohl! höre ich sagen, wir Frauen wollen aber nicht mehr Gegenstand lyrischer Tändeleien und chevaleresker Huldigungen sein, die uns in unserem wahren Werte herabsetzen. Auch die sogenannten edlen Frauengestalten unserer Klassiker sind aus der Herrennatur heraus empfunden und gedichtet. Gretchen ist ein unbesonnenes und leidenschaftliches Ding, das bis zum Wahnsinn und Verbrechen doch nur gesunken ist, weil sie den Geliebten blind vergötterte, anstatt ihn kritisch erst etwas von der Seite zu betrachten, und selbst Iphigenia hält einem rauhen Gatten zu gehorchen für Pflicht und Trost. Nein, wir wollen nicht länger die Liebe des Mannes als einen Vorzug betrachten und ihm zu gefallen und Kinder zu gebären als unsere vornehmste Aufgabe. Schlimm genug für uns, daß wir mit dieser sexuellen Zugabe belastet sind. So wollen wir wenigstens in allen anderen Dingen Gleichberechtigung erstreben. Fort mit den Gretchens, den Iphigenien, Luisen und wie sie alle heißen! Es lebe Nora und Hedda Gabler!

Als einen Grund von zwingender Beweiskraft pflegt man die Notwendigkeit anzuführen, daß es, um die Schamhaftigkeit zu schonen, für Frauenkrankheiten weibliche Aerzte geben müsse. Viele kranke

Frauen, heißt es, versäumen es aus Schamhaftigkeit, zur rechten Zeit zum Arzt zu gehen. Ich bestreite dies ganz entschieden, wenigstens in dieser Allgemeinheit. Wenn seitens der Kranken hierin Vernachlässigungen vorkommen, so ist in den weitaus meisten Fällen nicht Schamhaftigkeit, sondern Indolenz die Ursache. Scham ist ein Gefühl abwehrender Tendenz, hat mit sogenannten sexuellen Zuthaten an sich gar nichts zu thun und macht auch vor dem eigenen Geschlecht nicht Halt. Ganz im Gegenteil hat mich reiche Erfahrung gelehrt, daß Frauen ihre kranke Schwäche viel lieber vor dem Manne, als vor der Geschlechtsgenossin enthüllen.

Auch für die Kinderpraxis reklamiert man den weiblichen Arzt. Ich wüßte aber nicht, welchen Vorteil es bieten könnte, statt des Onkel Doktors die Tante Doktor an das Bett zu setzen. Die Frau verstehe die Kinderseele besser, heißt es. Ich bezweifle es zwar durchaus, aber selbst wenn es der Fall wäre, würde davon nur in der Spiel- und Schulstube, nicht aber am Krankenbette Vorteil zu ziehen sein.

Unzweifelhaft wird der weibliche Arzt ein guter Techniker sein, geschickt, eifrig und findig. Ob die Frau in dem Uebrigen, was noch zum Arzt gehört, den Mann erreichen oder gar übertreffen wird — die Züge dieses Zukunftsbildes sind noch so in Dunkel gehüllt, daß nichts deutlich zu erkennen ist. Mag es sich gestalten, wie es will — nur ungern würde ich es mit dem Idealbilde vertauschen, das in meiner Seele steht, dem der Samariterin, der leisen und sanften Gehilfin, deren stille und geschäftige Gegenwart zur frohen Wiederauferstehung ebensoviel beiträgt, als alles Genie des Arztes. Von ihr sagt Sally-Prudhomme so schön:

»Il leur faut une amie pour s'attendrir facile,
Dont le coeur leur soit un asile
Et les bras un berceau,
Douce, infinement douce, indulgente aux chimêres,
Inépuisable en soins calmants
Ou réchauffants,
Soins muets, comme en ont les mères,
Car ce sont des enfants «

Noch ein dritter Umschwung hat sich vollzogen und vollzieht sich täglich mehr — aus dem bloßen Kurierarzte ist der Begutachter und der Hygieiniker geworden. Vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren, als ich noch preußischer Kreisphysikus war, hatte ich kaum etwas anderes zu begutachten, als, selten genug, gelegentliche Fälle der gerichtsärztlichen Praxis, noch viel seltener einmal etwas Sanitätspolizeiliches. Dazu kam hin und wieder wohl auch einmal die von Amts wegen zu leistende Untersuchung eines Königl. preußischen Gendarmen oder Bureaudieners, und in der privaten Thätigkeit Atteste für Lebensversicherungen. Wissenschaft und Praxis der Hygieine lagen ganz darnieder. Es war die furchtbare Zeit, in der durch mörderische Typhusepidemien unsere Großstädte dezimiert wurden, wo in einem Jahr in Breslau die Seuche mehr als 2000 Opfer heischte. Eigentlich waren es Endemien, denn ganz ging die Seuche niemals aus, lokale Herde waren immer vorhanden. Von der Cholera, die nur gelegentlich zu Gaste kam, dann aber jedesmal furchtbar hauste, ganz zu schweigen!

Welcher Umschwung seitdem! Jetzt vergeht kein Tag, wo nicht der beschäftigte Arzt als Gutachter in Anspruch genommen wird — Dank der neuen Gesetzgebung in Krankenversicherungs- und Unfallsachen, sowie, nicht zu vergessen, auch der Kassenpraxis. Ein ganz neuer Wissenszweig ist erwachsen, die Lehre von den Unfallverletzungen, und welche weite Perspektive hat sie eröffnet, wie hat sie den Blick geschärft und die diagnostische Fertigkeit des Arztes vervollkommnet!

Die Hygieine aber, eine rechte Volkswohlfahrtslehre, hat den Weg aus der Gelehrtenstube auf den Markt, den Weg der Popularisierung, nahezu vollendet. Hier ist der Arzt schon längst nicht mehr alleiniger Sachverständiger, sondern hat sich mit dem Techniker und dem Verwaltungsbeamten in die Arbeit zu teilen. Ja, jeder gebildete Mensch, jede verständige Mutter ist mit den Haupterfordernissen der Hygieine vertraut. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ist es der größte Ruhm des Arztes, Hygieiniker zu sein. Daß Krankheiten

zu verhüten leichter sei als Krankheiten zu heilen, ist schon ein fast banaler Ausspruch geworden. Man dürfte hinzufügen: es ist nicht bloß leichter, sondern auch dankbarer. Denn was der Arzt dadurch auf der einen Seite an Terrain verliert, wird ihm auf der andern doppelt zugetragen. Hygieine ist eine eminent soziale Wissenschaft, tief und umfassend, ein Zirkel, der mit gewaltigem Flügelschlage alles umschließt, was Linderung der Erdennot und Erhebung des Geistes verheißt.

So ist also schon jetzt allmählich eine Umwandlung und Erweiterung der ärztlichen Interessensphäre eingetreten und damit hat sich zum Teil auch der Arzt selbst gewandelt. Namentlich gilt dies auch bezüglich der modernen Heilmethoden, der physikalisch-diätetischen und psychischen Heilmethode. Der Glaube an die Wunderkraft des Rezeptes hat bedenklichen Abbruch erlitten und die alten Kurierärzte, bei denen man immer an „zweistündlich einen Eßlöffel voll" denken muß, werden mehr und mehr dem modernen Arzte Platz machen. Denn das läßt sich wohl schwer mehr verkennen, daß der oben dargelegte Entwickelungsgang auf seinem Wege weiter fortschreiten wird. Technik und Spezialistentum werden sich weiter ausbilden, der Arzt wird immer mehr Hygieiniker und immer mehr in die öffentlichen Wohlfahrtsbestrebungen hineingezogen werden. Vielleicht daß dann in späterer Zeit sich die Scheidung zwischen Spezialisten und Vollarzt noch deutlicher ausdrücken wird — für den Spezialisten das erkrankte Organ, für den Vollarzt der erkrankte Mensch, ähnlich, wie man früher schon den Medicus purus und den Chirurgen hatte. Die höhere Einheit würde dann vielleicht der Nervenarzt sein, der beides schon jetzt ist — Spezialist und Vollarzt, denn das Nervensystem ist der Mensch.

Wenn Frerichs einst bei Eröffnung des ersten Kongresses für innere Medizin sagte: „Die interne Medizin ist berufen, die Einheitsidee des menschlichen Organismus festzuhalten, die allgemeinen Gesetze, welche die Lebensvorgänge des Individuums bestimmen und nach

welchem dessen Bestehen und Vergehen geregelt wird, jedem Arzte wieder in Erinnerung zu bringen" — so darf man diese Aufgabe, die Einheitsidee des menschlichen Organismus festzuhalten, mit noch größerem Rechte der Nervenheilkunde allein zuweisen. Freilich, wenn es weiter nichts gäbe, als Bromkali und Abklatschungen, dazu vielleicht noch einen elektrischen Apparat, so möchte ich nicht Nervenarzt sein. Psychische Behandlung, Suggestion, sei es mit oder ohne Hypnose, die Einwirkung des Willens auf Wille und Vorstellung, der Seele auf die Seele — das erst ist die wahre Kunst. Ohne sie kann man ja immerhin in vielen, ja den meisten Fällen auskommen und Nützliches verrichten, aber die höchsten Aufgaben wird man nicht lösen.

Aber dies sind Phantasien, die in der Luft schweben. Auf sicherem Boden steht die Vermutung, daß die physikalisch-diätetische Heilmethode immer mehr an Terrain gewinnen und daß von dem altehrwürdigen pharmakologischen Inventar immer mehr in die historische Rumpelkammer verwiesen werden wird. Freilich wird dadurch zugleich die Heilkunst, bisher immer noch ein sorgsam behütetes Mysterium der Wissenden, immer mehr popularisiert, und immer mehr wird sich die Wahrheit ausbreiten, daß, schrecklich! kurieren nicht immer eine Kunst, sondern oft nur ein Handwerk ist. Um so höher wird man dann aber auch den Künstler schätzen, wo man wirklich eines solchen bedarf.

Vieles von dem mystischen Zauber und der überlieferten Romantik, die früher den Arzt umgaben, ist von dem Hauche einer modernen Zeit ja schon hinweggeweht worden. Doktorhut und Doktorring sind schon längst entschwunden, ja selbst das Osculum, der Doktorkuß, der doch nichts kostet, wurde mir, als ich vor fünfundvierzig Jahren promoviert wurde, von Sr. Spectabilität, dem Dekan, vorenthalten. Die so wirksam der Verschleierung dienenden alten Gewichtsbezeichnungen auf den Rezepten haben schon vor einem Menschenalter der prosaischen Grammberechnung Platz machen müssen, und das schöne Wort „Skrupel" wird nur noch als bildliche Bezeichnung in unserem Sprachschatze

aufbewahrt. Dadurch sind die Rezepte etwas lesbarer und verständlicher, zugleich aber auch um einen Teil ihres Nimbus, ja in den Augen manches Mystikers selbst ihrer Vertrauenswürdigkeit ärmer geworden. Zu seinem Troste darf man sagen, daß, was auch schon von pietätlosen Leuten gefordert worden ist, auf den Rezepten die deutsche Bezeichnung des verordneten Mittels technischer Schwierigkeiten wegen wohl kaum eingeführt werden wird.

Wenn dafür doch die Mediziner auf einem anderen Gebiete das geliebte Deutsch mehr achten, ja nicht geradezu in barbarischer Weise mißhandeln möchten! Dieses Mediziner-Deutsch! Um einen guten Teil ist es noch schlimmer, als selbst das so übel beleumundete Juristen-Deutsch. Vielleicht rührt es noch aus der Zeit her, wo man am Krankenbett lateinisch konsultierte, und aus der späteren, wo man lateinisch zu sprechen verlernt hatte und sich dafür, um der Weisheit Worte klug zu verhüllen, eines barbarischen Sprachgemengsels bedienen mußte, das an die schlimmsten Zeiten der vor hundertundfünfzig und zweihundert Jahren herrschenden Sprachverderbung erinnert. „Die Autopsie konstatierte die Existenz eines sanguinolent tingierten Serums im Pericardium.“ Hier ist kaum ein Wort deutsch. Und doch könnte man, ohne der Würde der Wissenschaft etwas zu vergeben, ganz gut sagen: „Bei der Leichenöffnung zeigte es sich, daß der Herzbeutel blutig gefärbte Flüssigkeit enthielt.“ Schopenhauer würde zwar mit solcher Verdeutschung nicht durchaus einverstanden gewesen sein, denn er spricht sich für die fremdsprachigen Kunstausdrücke aus und nennt z. B. das Wort „Herzbeutel“ statt „Pericardium“ eine Sprache für Metzger. Aber der große Philosoph, der doch sonst so originell dachte, stand hier noch unter dem Banne alter Gewohnheiten. Zur Entschuldigung führt man wohl an, daß die ärztliche Kunstsprache als internationale Gelehrtensprache, die von allen Aerzten verstanden oder wenigstens leichter verstanden werde, diene. Aber dies hat in einer Zeit, wie die jetzige, wo alle Welt fremde Sprachen treibt, bei weitem nicht mehr die Bedeutung, wie früher. Ueberdies braucht man ja

auch nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Lateinische oder griechische Bezeichnungen, die sich nicht gut verdeutschen lassen und die beizubehalten bequem und zweckmäßig ist, mag man ruhig mit hinnehmen.

Zu ihnen gehören z. B. die Worte: Diagnose, Prognose, Pathologie, Therapie, Reflex, Anamnese, Auskultation und Perkussion, Symptom, Perzeption, psychisch und physisch, akut und chronisch u. s. w., obgleich auch hier manches verbessert werden könnte, ebenso die anatomischen und Krankheitsnamen, wenigstens zum Teil. Die schönen Worte: Ophthalmologie, Gynäkologie, Rhinologie, Neurologie und wie sie sonst noch heißen, die so gelehrt klingen und so vornehm daherrollen, sind den Herren Kollegen schon entrissen und in prosaisches Deutsch übersetzt worden, sollen uns also hier auch nicht weiter beschäftigen. Ich gebe aber hier beispielsweise eine Anzahl sehr wohl vermeidlicher, die deutsche Sprache und unsere wissenschaftlichen Arbeiten in gleicher Weise verunzierender Fremdwörter, die ich in einem circa einen Bogen starken Aufsatze eines geschätzten Schriftstellers nur so nebenher aufgelesen habe. Da fand ich: Alteration, Affektion, Attacke, Aetiologie, Applikation, adoptieren und adaptieren, Basis, cessieren, cardinal, causal, Cautelen, Crepitation, Combination und combinieren, constatieren, continuierlich, compliziert, classifizieren, Constanz, Contenta, differenzieren und different, Dyspnoe, disseminiert, datieren, Disposition, Distance, eruieren, Expertise, Encheirese, Expektoration und Expektorat, extensiv, Exspiration, Effekt, explosiv, Frequenz, Fixation und fixieren, frappant, Faktor, hereditär, Hyperästhesie, Inspiration, Intensität und intensiv, Intermission, Kategorie, Kriterien, letal, lokal, maximal und minimal, ad maximum, Manipulation, Momente, normal, neuropathisch, Paroxysmen, Prinzipien, Partie, produzieren, Postulat, Pathogenese, Phänomen, primär, pervers, Remission, Rezidiv, resumieren, rationell, Quantität und Qualität, qualifiziert, Sensation, spontan und Spontaneïtät, supponieren, suffizient und somatisch, temporär, typisch, topisch, toxisch — die meisten

dieser Worte natürlich häufig wiederkehrend. Dazu kommen die anderen anatomischen und Krankheitsnamen — es ist, als wenn man ein mit Pocken übersätes, schönes Gesicht sähe. Dabei war es ja nur eine kleine Blütenlese, wollte man alles aufführen, so würde man die Liste verzehnfachen müssen.

Im Grunde ist diese saloppe Redeweise doch nur ein alter, aus Gewohnheit beibehaltener Schlendrian, der keine Schonung verdient und dem ja auch schon von vielen Seiten, z. B. von Versicherungsgesellschaften, ernstlich zu Leibe gerückt wird. Auch von hervorragenden Aerzten wird das Bestreben nach Reinigung der Kunstsprache unterstützt, so von Waldeyer, Professor der Anatomie in Berlin, von Hirschberg, Professor der Augenheilkunde daselbst, von Dr. Credé in Dresden, Dr. Bresgen in Frankfurt a. M. und anderen. Daneben gibt es freilich auch noch komische Käuze, die das Kauderwelsch als ein altehrwürdiges Besitztum und untrügliches Zeichen wahrer Wissenschaftlichkeit ansehen und es übel vermerken, wenn andere ein reines Deutsch sprechen. Als ich vor einigen Jahren eine für Aerzte bestimmte kleine Schrift über Fortschritte des Irrenwesens, in der ich mich bemüht hatte, möglichst deutsch zu schreiben, herausgab, fand ein gelehrter Kritiker heraus, die Sprache verriete, daß ich für das große Publikum habe schreiben wollen.

Die höhere Einheit wird vielleicht der Nervenarzt sein, habe ich oben gesagt, denn das Nervensystem ist der Mensch. So wird der Arzt der Zukunft wieder dem Arzte der Vergangenheit gleichen, der auch den kranken Menschen, nicht bloß das erkrankte Organ behandeln wollte, und er wird es noch besser können, weil er mehr weiß und besser mit allen technischen und wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgerüstet ist. Der unselige Dualismus, der dem Arzte den kranken Körper, die Seele aber als quantité négligeable dem Philosophen oder Seelsorger zuweisen will, muß, wie er wissenschaftlich schon längst überwunden ist, auch in der Praxis der monistischen Auffassung weichen, der uralten, nur zeitweise in Vergessenheit geratenen Lehre, daß das

wahre Verständnis körperlicher Krankheiten oft erst durch die Kenntnis von Seelenvorgängen zu erlangen ist. Dann wird auch die handfeste Biederkeit des Bloß-Spezialisten, die für jeden Erfolg der psychischen und suggestiven Heilmethode nur ein spöttisches Lächeln hat, sich etwas bescheidener im Hintergrunde zurückhalten. Dann tritt auch vor dem Medikamente, das bisher allein das Feld beherrschte, der wahre Arzt hervor, der Arzt und Heilmittel zugleich darstellt und von dessen Natur und Begabung die Wirkung des Mittels unabhängig ist. Denn, und dies mag so mystisch klingen, wie es wolle, obgleich es ganz natürlich zugeht — es kommt nicht bloß darauf an, was man gibt, sondern auch, wer es gibt.

Wie wird sich in materieller Beziehung die Zukunft des deutschen Arztes gestalten? Wird der wirtschaftliche Niedergang, unter dem er so schwer leidet, wieder einem kräftigen Aufschwunge weichen? Bange Fragen, die mehr als alles andere die Gemüter bedrücken. Prophezeien ist schwer und undankbar. Aber ich glaube doch, sagen zu dürfen, daß wir nicht allzu schwarz zu sehen brauchen. Ueberfüllung, über die so häufig geklagt wird, und die man, nebenbei gesagt, durch künstliche Mittel, wie Erschwerung der Prüfungen, nicht heilen wird, gibt es in allen Ständen. Ueberdies tritt sie hauptsächlich in den Städten hervor, auf dem platten Lande gibt es immer noch Orte genug, wo der Arzt ein, wenn auch nicht glänzendes, doch ausreichendes Einkommen erzielen kann. Das Krankenkassenwesen, in seiner unvollkommenen Gestalt jetzt allerdings vielfach ein Unsegen, wird sich zum Segen verwandeln, wenn erst die Berechtigung der ärztlichen Forderungen überall anerkannt ist, und verkennen läßt es sich ja nicht, daß wir uns wenigstens auf dem Wege dahin befinden. Namentlich die freie Arztwahl wird sich, wenn sie erst, von den unvermeidlichen Ausnahmen abgesehen, ganz durchgeführt sein wird, als ein Heilmittel gegen die durch den bisherigen Stand der Krankenkassen-Gesetzgebung verursachten Schäden erweisen. Die freie Arztwahl hat aber nicht bloß eine materielle, sondern auch eine höchst ideelle Bedeutung, indem

sie nämlich dem jungen Anfänger, der jetzt fast ganz von der Mitbewerbung um die allgemeine Praxis ausgeschlossen ist, wieder in den Sattel hilft. Dies kommt aber dem Publikum selbst wieder zu statten, das an dem wirtschaftlichen Notstande des Arztes zwar kühlen Herzens vorübergeht, dem es aber nicht gleichgültig sein kann, wenn der junge ärztliche Nachwuchs theoretisch und praktisch verkümmert. Durch Ehrengerichte und Zwangsinnungen wird hier nichts erreicht werden.

Niemals vielmehr möge der deutsche Arzt vergessen, daß in diesem Daseinskampfe um materielle Güter die beste Bundesgenossin die ideale Vorstellung von der Würde des ärztlichen Berufes ist, ich meine das stete Bewußtsein davon und das aus diesem geborene Handeln.

„In Deiner Brust ruh'n Deines Schicksals Sterne."

Neunter Abschnitt.

Von der Satyre gegen den Arzt.

Nächst der hochwürdigen Geistlichkeit aller Zeiten, Länder und Kulten ist wohl kein Stand so beharrlich von der Satyre verfolgt worden, wie der ärztliche. Jeder Satyre liegt ein Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit zu Grunde. Beim Pfaffen, um diese gleichfalls satyrische Bezeichnung zu gebrauchen, ist es der Zwiespalt zwischen öffentlich gepredigter Lehre und Glauben oder vielmehr Unglauben, zwischen Demut und Ueberhebung, zwischen Amtswürde und Wandel, oder, deutlicher ausgedrückt, Heuchelei, Herrschsucht und Lasterhaftigkeit. Heine hat dafür die Verse geprägt:

> „Ich weiß, sie trinken heimlich Wein
> Und predigen öffentlich Wasser."

Beim Arzte ist es der Kontrast zwischen Wollen und Können, zwischen Erstrebtem und Erreichtem, der die Satyre herausfordert. Die gegen die Aerzte gerichtete Satyre ist die der getäuschten Erwartung.

Nicht immer äußert sich Satyre in so liebenswürdiger Form, wie in der reizenden Geschichte, die uns, wenn ich nicht irre, Strodtmann in seiner Lebensgeschichte Heinrich Heines erzählt. Heine, mit seiner Mathilde auf einer Postreise von Lyon nach Paris begriffen (man sieht, daß die Geschichte schon alt ist), hatte von einem Freunde eine Lyoner Salami erhalten, mit dem Auftrage, sie ihrem gemeinsamen Freunde, einem Pariser homöopathischen Arzte, zuzustellen.

Unterwegs aber, auf der langen Postfahrt durch Appetit und Langeweile verführt, machen sich die ungetreuen Mandatare erst schüchtern, um zu kosten, dann immer kühner über die Wurst her und verzehren sie bis auf einen kleinen Rest. Unmöglich konnte dieser noch abgegeben werden und die Ratlosigkeit war groß. Da kam Heine ein köstlicher Einfall. Er schneidet ein mikroskopisch feines Stückchen ab, hüllt es vorsorglich in Seidenpapier und schickt es an seinen homöopathischen Freund, begleitet von folgendem graziösen Billet: „Lieber Doktor! Aus Ihren wissenschaftlichen Untersuchungen ist zu ersehen, daß der millionste Teil einer gewissen Substanz die größten Erfolge erzielt. Ich bitte daher um freundliche Aufnahme des hier beigefügten millionsten Teiles einer Lyoner Salami, welche mir unser Freund Ernst für Sie übergab. Wenn die Homöopathie eine Wahrheit ist, wird dieses Teilchen bei Ihnen denselben Effekt machen, wie die ganze Salami."

In so eleganter Form wird sich jeder gern einmal verspotten hören. Spitzer und verletzender war offenbar die schon schon in einem früheren Abschnitte erzählte Satyre Philipps von Macedonien, der seinen Arzt, um ihn wie einen Gott zu ehren, nur mit Räucherwerk abspeiste.

Es ist nun leider wahr, was schon Demokrit, der lachende Philosoph, sagt, daß nicht alle, die den Aeskulap ihren Vater nennen, zugleich Brüder der Hygieia sind. Dem Spotte werden reichlich Angriffsflächen geboten, wenn auch früher noch mehr, als heute, wo Originale immer mehr abgeschliffen werden. Eine köstliche, wenn auch höchst unliebenswürdige komische Figur ist der Dr. Katzenberger von Jean Paul. Cynisch, ekelhaft, eigensinnig, in wissenschaftlichen Spezialitäten und Nebendingen befangen und voll Dünkel, hat er nur den einzigen Fehler nicht, habgierig zu sein, was man sonst wohl auch als satyrisches Motiv gegen die Aerzte benutzt hat. Trotzdem nimmt er es sich nicht übel, in Wirtschaften Zucker und Körke einzustecken, eine Gewohnheit, die man übrigens auch heutzutage noch gelegentlich bei alten Damen, die eine Landpartie machen, beobachten kann. Vom

eleganten Arzte hat er nicht die Spur an sich, weder in Rede, noch in Gewohnheiten. Der kranken Wirtin, die über Halsschmerzen klagt, bedeutet er, sie möge den „Unterkiefer" niederlassen, damit er ihr in den „Rachen" sehen könne. Frische Spinnen und Maikäfer verzehrt er aus Renommage auf Butterbrot und versichert schmatzend, sie schmeckten wie Haselnüsse. Mit der Butter, die er auf sein Brot streicht, fettet er im selben Augenblick auch die Stiefeln ein. An der Table d'hôte verjagt er die Gäste durch ekelerregende Erzählungen und weiß bei jedem Gespräche mit Geschicklichkeit nach dem Satze: naturalia non sunt turpia sofort die „natürlichen Dinge" hervorzukehren und physiologische Erklärungen von unmißverständlicher Deutlichkeit vom Stapel zu lassen. Seine wissenschaftliche Spezialität sind Mißgeburten, er hat auch ein Werk »de monstris epistola« darüber herausgegeben. Fortwährend ist er auf der Suche nach solchen Absonderlichkeiten und nimmt es seiner Frau beinahe übel, daß sie ihm keine solchen geboren hat. Die Kirchhöfe macht er unsicher, um sich Menschenknochen zu sammeln, und beim Anblick eines am Galgen hängenden armen Sünders beschleicht ihn kein anderer Gedanke, als das Bedauern, am frischen Leichnam nicht haben Experimente machen zu können. Nebenbei gesagt, haben junge Mediziner heute noch die Liebhaberei, mit Leichenteilen zu renommieren. Langt es nicht zu einem ganzen Skelett, so thut es auch ein auf dem Kleiderschrank wirksam drapierter Menschenschädel. Hofmann ist Katzenberger auch nicht. Einem Fürsten rät er, er solle, um sich Bewegung zu machen, auf allen Vieren laufen, auch möge er recht viel reden, denn nach Unzer ersetze unaufhörliches Sprechen die Motion, allerdings nur bei Verrückten.

Da verstand es der Leibarzt Ludwigs XV. besser, ärztliche Strenge mit höfischer Geschmeidigkeit zu verbinden. Einst weigerte sich der Vielgeliebte, die verordnete Arznei einzunehmen. „Ich befehle es!" rief der Arzt, „ich befehle es, damit Ew. Majestät uns noch länger befehlen möge." — Ein frecher Patron war jedoch offenbar

der wohl auch als Hofnarr fungierende Leibchirurg König Wenzels von Böhmen, der, als er grade seinen erlauchten Herrn unter dem Rasiermesser hatte, sich zu der Frage entschloß, wer wohl jetzt König von Böhmen und deutscher König sei, und auf die Antwort des gutgelaunten Monarchen, nun er, Wenzel, sei es doch, erwiderte: „Nein, ich bin es, denn ich habe Euren Hals in meiner Gewalt.“ Kein Wunder, daß Wenzel, des Todes erschrocken und auch sonst grade kein Federleser, sich alsbald beeilte, den gefährlichen Spaßvogel um einen Kopf kürzer machen zu lassen.

Vielleicht hat zu der Katzenberger-Karrikatur der damals berühmte Professor Beireis, der ebenfalls ein sonderbares Original war, gesessen. Uebrigens trifft hier die Satyre nicht sowohl den Arzt als Praktiker, als vielmehr den gelehrten Mediziner und Fakultätsgenossen.

Eine gelungene Satyre auf den Arzt als Praktiker ist der berühmte Doktor Sangrado im Gil Blas. Er ist Abstinenzler und Vegetarianer, wie wir heute sagen, dabei natürlich Apostel der medizinlosen Behandlung und kuriert demgemäß seine Kranken durch Darreichung von warmem Wasser und wiederholten Aderlässen. Lang, bleich und hager, mit ernster Miene einherschreitend, zeigt er schon äußerlich das Bild des Fanatikers und spricht nur in gewählten und schwerwiegenden Worten. Jede andere Methode, als die seine, verurteilt er auf das Schärfste, gibt den Kranken das feste Versprechen, daß sie genesen werden, vergißt aber nicht, nach dem üblen Ausgange zu versichern, daß er denselben schon am ersten Tage vorausgesehen habe. In der That täuschen er und der aderlassende Chirurg sich fast niemals, wenn sie ein solches Urteil abgeben. Als Gehilfe bei dem berühmten Doktor eingetreten, hatte Gil Blas anfangs eine Art Hauptbuch, in das die Namen der Hilfesuchenden eingetragen wurden, zu führen. Eigentlich aber hätte man es ein Totenregister nennen sollen, weil fast alle, die darin geführt wurden, starben. Indem Gil Blas so die Personen, die bereit waren, in eine andere Welt abzufahren,

aufschrieb, kam er sich wie der Commis eines Reisebureaus vor, der die Namen derer, die Plätze belegt haben, notiert. Die Feder mußte aber oft zur Hand genommen werden, weil Sangrado der gesuchteste Arzt in ganz Valladolid war, was er neben seinem imposanten Auftreten der absonderlichen Art und Weise, sich auszudrücken, außerdem aber allerdings auch wegen glücklicher Kuren, die ihm unverdiente Ehren gebracht hatten, verdankte. Bald avanciert Gil Blas zum ärztlichen Assistenten seines berühmten Chefs und macht nun selbst Krankenbesuche. Bei einem derselben trifft er mit einem andern Arzt, Doktor Chuchillo, zusammen, gerät, da er den wassersüchtigen Patienten durchaus zur Ader lassen will, mit ihm in Streit und es dauert nicht lange, bis die gelehrten Glieder der Fakultät sich prügeln und die Haare ausraufen. — In einer großen Epidemie starben dem Doktor Sangrado sämtliche Kranke, und als ihm sein Famulus gewisse Bedenken hierüber nicht verschweigen kann, erwidert er, freilich habe er nicht oft die Genugthuung, die Leute, die in seine Hände fielen, zu heilen. Wenn er nur seiner Prinzipien nicht so sicher wäre! Gil Blas macht ihm den Vorschlag, es doch einmal mit einer anderen Methode zu versuchen, schlimmer, als jetzt, könne es ja doch nicht ausfallen. Das sei wohl wahr, erwidert Sangrado, aber es würde Konsequenzen nach sich ziehen, denn er habe doch ein Buch über seine Methode geschrieben und das könne er nicht desavouieren. „Recht haben Sie," erwidert Gil Blas, „was würden Ihre Feinde sagen! Mag lieber das ganze Volk mitsamt dem Adel und der Geistlichkeit zu Grunde gehen. Allons donc toujours notre train« — nur immer weiter in der alten Leier! Ueberdies würden die anderen Methoden um kein Haar besser sein. — So geschah es, daß in weniger als sechs Wochen mehr Witwen und Waisen gemacht wurden, als bei der Belagerung von Troja. „Da muß ich noch dahinterkommen," sagte der Feldscher, „und wenn die ganze Kompagnie draufgeht."

Rabelais' Unflätherеien, die Explikatoren, Kommentatoren und anderen Toren sonderbarerweise immer noch als duftende Blüten

eines feinen Geistes und Perlen der Weltlitteratur gelten, enthalten keine Satyre über den Arzt, vielleicht weil Rabelais selbst Arzt war. Der Arzt Rondibilis im 3. Buche von Gargantua und Pantagruel, Kap. 31—33, ist sogar fast die einzige Person in diesem sogenannten Roman, deren Munde keine Obscönitäten entströmen. Die Satyre aber im 5. Buche, Kap. 19 und ff. über das Reich der Quintessenz, wo allerhand auf wunderbare Weise geheilt wird, ist nicht gegen die Aerzte gerichtet, sondern, ebenso wie Kap. 17, worin über die Kohlenbläser gespottet wird, gegen die Alchymisten und die Vertreter des Okkultismus, wie Agrippa von Nettesheim (de occulta philosophia) und Della Porta, dessen Magia naturalis allerdings erst im Jahre 1553 erschien. Nur im 17. Kapitel des 4. Buches finden wir die Geschichte von dem höchst seltsamen Tode des Windmühlenverschlingers Bringuenarilles, der erstickte, weil er auf Verordnung der Aerzte vor einem geheizten Backofen einen frischen Butterwecken hinunterschlingen wollte.

Ungezählt sind die Witze, die man von jeher über den Arzt als Totenführer, Hermes und Nekropompos gemacht hat. Er bevölkere die Friedhöfe und sei schlimmer, als die Seuche selbst. Ganz besonders boshafte Satyriker sagen, Aerzte lägen in der Oekonomie der Natur, wie der Krieg, der auch für die notwendige Dezimierung des Menschengeschlechts sorge. Sagt doch auch Goethe im Faust, und nicht einmal satyrisch, sondern in bitterem Ernst:

„So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer, als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.“

Hierher gehört auch Rousseau mit seinen bekannten Worten: »Vis selon la nature, sois patient et chasse les médecins, tu n'éviteras pas la mort, mais tu ne la sentiras pas qu'une fois.«

Der arme Rousseau, der einen ärztlichen Freund und Berater so nötig gehabt hätte! Aber vielleicht hat er auch nur sagen wollen, wer nach der Natur lebe (heute würden wir sagen: nach hygieinischen Grundsätzen) und sich vor Leidenschaften hüte, werde den Arzt entbehren können. Vor einhundertfünfzig Jahren hielt man dies noch für hinreichend, heute wissen wir, daß das Leben doch kompliziertere Aufgaben stellt. Rousseau hat es an sich selbst erwiesen, daß sein gepriesenes nach der Natur leben, falls es nicht bloß Phrase war, ihn nicht vor schwerer geistiger Abnormität bewahrt hat.

Die wahre Satyre entfaltet Goethe erst bei den berühmten Worten des Mephistopheles:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen,
Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um's endlich geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt."

Und weiter —

„Vergebens, daß Ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann,
Doch der den Augenblick ergreift,
Der ist der rechte Mann.
Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,
Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die anderen Seelen."

Köstliche Wahrheiten, die ihren Platz in jeder ärztlichen Ethik verdienen! Zwei Seelen haben übrigens wohl auch in dieser Beziehung in Goethes Brust gewohnt. Denn er hat sich bekanntlich nicht nur viel mit wissenschaftlicher Medizin beschäftigt, sondern war auch voll gläubigen Vertrauens zu der Wirksamkeit pharmazeutischer Mittel und hat eigentlich zeitlebens mediziniert. In den letzten Jahren seines Lebens wurden in seinem Haushalte jährlich allein gegen 400 Flaschen Marienbader Kreuzbrunnen verbraucht.

Das klassische Altertum hat uns keine Satyren über den Arzt hinterlassen. Die Wertschätzung desselben war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. In Griechenland galt er viel. Homer führt (im 22. Gesange der Ilias) den Machaon und den Podaleirios unter den Helden, wie wir heute sagen würden, unter den Kombattanten auf, und als Machaon beim Kampfe um die Schiffe von Paris an der Hüfte verwundet wird (11. Gesang), beauftragt Idomeneus den würdigen Nestor, den Verwundeten aus dem Schlachtgetümmel zu retten, indem er ihn mit den Worten anfeuert:

„ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων“ —

Denn es bewährt sich der Arzt als ein Mann, der vielen voraus ist.

Später war das Niveau beträchtlich gesunken. In Rom setzte sich der ärztliche Stand hauptsächlich aus Sklaven und Freigelassenen zusammen, gegen die die Satyre zu gebrauchen sich offenbar nicht lohnte. Aehnlich war das Verhältnis auch während des Mittelalters. Erst mit dem Aufschwung der Wissenschaften zur Zeit der Renaissance und der steigenden Bedeutung des Arztes im gesellschaftlichen Organismus tritt als Gegengewicht die Satyre auf.

Shakespeare ist kein Satyriker und wir finden deshalb auch keine Satyre gegen den Arzt bei ihm. Der Dr. Cajus in den „Lustigen Weibern von Windsor“ ist zwar eine komische, sich durch geckenhafte Verliebtheit gründlich lächerlich machende Person, eine sogenannte chargierte Rolle, wie man sich im Bühnenjargon ausdrückt. Damals mag sie auch recht wirksam gewesen sein, namentlich da Dr. Cajus Franzose ist und seine Verspottung dem englischen Nationalgeschmack schmeichelte. Aber eine Satyre gegen den ärztlichen Stand ist sie nicht und sollte es auch gewiß nicht sein. Denn Shakespeare nimmt den Arzt noch ganz ernsthaft. Ihm ist er nicht bloß Helfer in Krankheiten, sondern Freund, Berater und Vertrauter überhaupt. Als Birnams Wald auf Dunsinan heranrückt, als das große Schicksal naht und der Arzt für Lady Macbeth nur noch das Wort hat:

„Hier muß die Kranke selbst das Mittel finden“,

herrscht ihn Macbeth an:

„Wirf Deine Kunst den Hunden vor, ich mag sie nicht!"

Dann aber weiter:

„Legt mir die Rüstung an! Den Stab her! — Seyton,
Schick' aus! — Doktor, die Thans verlassen mich. —
Nun mach' geschwind! Arzt, könnt'st Du meinem Land
Beschau'n das Wasser, seine Krankheit finden,
Und es zum kräft'gen früheren Wohlsein rein'gen,
Wollt' ich mit Deinem Lob das Echo wecken,
Daß es Dein Lob weit hallte. — Weg den Riemen! —
Welche Purganz, Rhabarber, Senna führte
Wohl ab die Englischen? — Hörst Du von ihnen?"

Welch wunderbares Gemisch von Trotz, Angst und Hohn! Welches Hilfeflehen versteckt hinter prahlerischer Renommage in den Worten: „Doktor, die Thans verlassen mich!", nebenbei gesagt, ein rechter Prüfstein für die Kunst des Schauspielers. Ein feiner Zug in dem Charakterbilde des Doktors ist es auch, daß er auf die Frage Macbeths, ob er von den Englischen, die ja schon in drohendster Nähe stehen, gehört habe, antwortet:

„Ja, hoher König, Eure Kriegesrüstung
Macht, daß wir davon hören."

Höfisch und schonend zugleich!

Auch die verhungerte Jammergestalt des wackeren Apothekers mit dem schnell wirkenden Trank in „Romeo und Julie" ist keine Satyre, sondern bitterer Ernst. Wer sich gern in scharfsinnigen Vermutungen ergeht, könnte vielleicht daraus schließen, daß das Geschäft damals herzlich schlecht gegangen sein muß — wenigstens in Mantua.

Auf die Bühne ist der Arzt oft genug gebracht worden. Hier ist Molière der Klassiker, der Unvergängliches geschaffen hat. Noch heute bewahrt der „Eingebildete Kranke" den alten Reiz, eben weil er Typisches bringt. Fast scheint es, als habe sich damit die Satyre

gegen den Arzt erschöpft, denn was wir jetzt auf der Bühne von ihm sehen, ist meist der gute, alles schlichtende und aufklärende Onkel oder der ärztliche Biedermann als humoristischer Polterer und aufopfernder Menschenfreund im Stile des Dr. Klaus. Dr. Bartolo im „Barbier von Sevilla“ ist zwar eine lächerliche und nichts weniger als achtungswerte Figur, aber, abgesehen von den in dieser Oper üblichen Cirkusspäßen, nicht eigentlich auf den Arzt zugeschnitten und könnte ebenso gut in einer Advokaten- oder Richterrobe stecken. Eine recht gute Figur voll treffender Satyre ist in dem Lustspiele „Rosenkranz und Güldenstern“ der ewig nörgelnde und verbissene Sanitätsrat, der überall hygienische Schädlichkeiten und Gefahren wittert und unter den Gästen an der Table d'hôte Mißtrauen gegen die Speisen und Bakterienfurcht zu verbreiten sucht.

Das Geheimnisvolle, mindestens aber Unerkennbare und Unkontrollierbare, das für den Laien immer noch im ärztlichen Handeln steckt, befördert wohl die Meinung, die Medizin sei eine Wissenschaft, in der man ungestraft unwissend sein dürfe. Im allgemeinen, muß man sagen, sind Witze über den Arzt als Gehilfen des Totengräbers nicht recht wirksam, denn die Satyre setzt hier an einem falschen Punkte ein, indem zuletzt doch immer das Sprichwort recht behält: Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Wie aber unbeabsichtigte Komik immer am tiefsten packt, so kann auch eine ganz ernst und ehrlich gemeinte Handlung wie die köstlichste Satyre ergötzen. So liegt doch gewiß Humor darin, daß einst bei dem Tode eines mißliebigen Papstes das römische Volk das Haus des Arztes mit Blumen schmückte und die ehrende Inschrift hinzufügte: Liberatori patriae.

Ein ganz gelungener Witz ist auch der, den vor kurzem Edinburger Studenten gegen Professor Wilson ausgespielt haben. Derselbe war zum Leibarzt der Königin ernannt worden und verkündigte das frohe Ereignis durch einen Anschlag am schwarzen Brette der Universität. Am anderen Morgen las man unter der Bekanntmachung: God save the Queen!

Mancherlei Ausbeute finden wir in Justinus Kerners Gedichten. Die Weltanschauung des heiteren und geselligen Dichters, dem wir das schöne Lied: „Wohlauf, noch getrunken —" verdanken, war trotzdem düster und zum Mystizismus geneigt. Obgleich bekanntlich selbst Arzt, glaubte er an Träume und Geister, an eine durch „Manifestationen" beglaubigte Verbindung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen. Er ermahnt die Aerzte, nicht allein auf die eigene Kraft zu bauen, sondern auch der Wunder zu gedenken, die der Glaube schafft. Ihm war der Tod das wahre und vollkommene Heilmittel, das Einigende, untrennbar Zusammenfügende, der Genius, der mit sanften Flügeln den Kranken in das Land der Genesung hinüberträgt. In dem Gedichte: „Der Kranke an den Arzt" sagt er:

„Arzt, o lass' Dein schmerzlich Heilen!
Weh zerreißt Dein eigenes Herz,
Und doch kannst Du tröstend eilen
Täglich, ach, zu neuem Schmerz.

Lass', o lass' mich doch hinüber!
Sieh', schon frei wär' ich der Qual,
Und ein Vogel flög im Fieber
Hoch ich übers Jammerthal.

Doch Dein Trank hat mich erwecket,
Daß die frostige Gestalt,
Dieser Leib mich wieder schrecket,
Dieses Leben bang und kalt.

Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden —
Leichentuch und Grabesmoos."

Dieser düsteren Grundstimmung entsprechend hat auch seine Satyre häufig etwas Finsteres und Bitteres. In dem Gedichte: „Arzt und Pferd" ist allerdings die Spitze nicht sowohl gegen den Arzt, als gegen die Undankbarkeit des Berufes gerichtet:

„O armer Arzt, o armes Pferd,
Ihr fühlet gleiche Wehen,
Bis an den Tod sollt ihr beschwert
Allzeit im Trabe gehen.

Doch, Pferd, dich läßt man früher ruh'n,
Dich sticht man gnädig nieder,
Der Arzt doch soll noch sterbend thun,
Als hab' er leichte Glieder."

Und zum Schlusse:

„Tot sinkt er in des Weibes Arm.
Ein Herrlein sieht man kommen,
Ich bin der neue Arzt, den warm
Die Bürger aufgenommen.

O Arzt, noch ärmer als das Pferd,
Kommst wieder Du zur Erden,
Fleh', daß Du möchtest umgekehrt
Statt Arzt ein Pferd doch werden."

Ernst und bitter ist die Satyre in dem Gedichte: „Des Arztes Traum". Der Traumgott versetzt den Arzt nächtlicherweile auf den Kirchhof. Es erbeben die Gräber, die Toten stehen auf, erheben ihre schwarze Hand im Grimme und beschuldigen den Arzt allerhand Kunstfehler. Dem einen hat er beim heißen Brand Moschus gegeben, der zweiten für ihren Herzenskummer, den doch der Tod allein hat stillen können, Pulver und Tränke, den dritten hat er, anstatt ihm rechtzeitig das Bein zu amputieren, mit Jod und Leberthran hingehalten, den vierten mit China gefüttert, anstatt eine Wasserkur anzufangen. Man sieht, der Dichter, der hier wohl über dem Arzte steht, geht mit der ärztlichen Praxis scharf ins Gericht. Zum Glück aber für den entsetzten Träumer folgt noch ein versöhnender Abschluß:

„Nun kommt der Tod gegangen,
Die Leichen singen: „Tod!
Mit Kränzen sei umfangen,
Du Retter aus der Not!

Du, Arzt, der aufgefunden
Den Balsam Grabesruh',
Du bandest unsre Wunden
Sanft mit dem Sargtuch zu."

Den unwissenden, oberflächlichen und optimistischen Arzt trifft das Spottgedicht: „Aerztliches". Zum Skelett abgemagert, liegt der Kranke auf dem Lager. O, das ist besser, als wenn er fett wäre, tröstet der Arzt — wenn nur erst statt des Schnees Wärme und Regen kommen, wird es sofort besser werden. Der Regen kommt, aber der Kranke wird immer schlimmer. Jetzt, heißt es, sei es zu naß und trübe, heller Himmel müsse kommen. Aber als die Sonne nun hell strahlt, ist der Kranke verschieden. Ja, erklärt der Arzt, er konnte nach trüben Tagen das grelle Licht nicht ertragen — er habe es im voraus gewußt. Für eine Satyre etwas zu oberflächlich und nicht packend genug!

Denselben Inhalt hat die kleine, dramatische Satyre: „Ein ärztliches Spiel". Der Patient wird mit jedem Tage kränker, der nichts ahnende Arzt aber vertröstet ihn von einem Besuche zum andern, verordnet täglich etwas anderes und verweigert überdies hartnäckig das einzige Labsal, nach dem der Kranke sich sehnt — Wasser. Am sechsten Tage stirbt der Kranke und der Arzt spricht verwundert:

„Er stirbt! Ja, ja! Ganz eigen! Doch ich dacht' es,
Die Sektion wird zeigen, was gemacht es."

Sicherlich war Kerners von befreundeten Zeitgenossen gerühmter Frohsinn nicht die ungetrübte Laune des sanguinischen Lebemannes und guten Kameraden, sondern vielmehr auf melancholischem Boden erwachsen und durch philosophische Resignation geläutert. So ist auch sein „Wohlauf, noch getrunken", das nicht verloren gehen wird, so lange es noch deutsche Sänger- und deutsche Zecherkehlen gibt, kein unbekümmert daherstürmender anakreontischer Jubelgesang, sondern eine Elegie, die ihre Beliebtheit der deutschem Empfinden so vortrefflich

angepaßten und durch den ahnungsvollen Blick in die blaue Ferne verklärten Abschiedsstimmung verdankt.

So viel von Kerner!

Habsucht hat nur selten Anlaß zur Satyre gegen den Arzt geboten — sehr erklärlich, wenn man in Betracht zieht, mit wie wenig Glücksgütern zu allen Zeiten der ärztliche Stand gesegnet gewesen ist — in der That mit so wenig, daß man vielmehr den alten Spruch: »dat Galenus opes« für eine Satyre ansehen kann. Eine gemalte Satyre leistet sich Hogarth auf seinem Bilde, wo man im Hintergrunde eines Krankenzimmers zwei um das Honorar zankende Aerzte sieht.

Im Simplicissimus (V. Bd. S. 11) halten zwei Patienten am „Sauerbrunnen" folgendes Zwiegespräch: „Mein Doktor hat mich hieher gewiesen als einen, an dessen Gesundheit er verzweifelt, oder als einen, der neben anderem dem Wirt um das Fäßlein Butter, so er ihm neulich geschickt, Satisfaktion thun solle; ich wollte, daß ich ihn entweder die Tage meines Lebens niemals gesehen, oder daß er mir gleich anfangs in Sauerbrunnen geraten hätte, so würde ich entweder mehr Geld haben oder gesünder sein als jetzt, denn der Sauerbrunnen schlägt mir wohl zu."

„Ach!" antwortet der andere, „ich danke meinem Gott, daß er mir nicht mehr überflüssig Geld beschert hat, als ich vermag, denn hätte mein Doktor noch mehr hinter mir gewußt, so hätte er mir noch lange nicht in Sauerbrunnen geraten, sondern ich hätte zuvor mit ihm und seinen Apothekern, die ihn deswegen alle Jahr schmieren, teilen müssen, und hätte ich darüber sterben und verderben sollen; die Schabhälse raten unser einem nicht eher an ein so heilsam Ort, sie getrauen denn nit mehr zu helfen oder wissen nichts mehr an einem zu ropfen; wenn man die Wahrheit bekennen will, so muß ihnen derjenige, so sich hinter sie läßt und hinter welchem sie Geld wissen, nur lohnen, daß sie einen krank erhalten." „Diese zween", fügt nun Simplicissimus selbst liebenswürdigerweise hinzu, „hatten noch viel Schmähens über ihre Doctores, aber ich mag's darum nicht alles

erzählen, denn die Herren Medici möchten mir sonst feind werden und künftig eine Purgation eingeben, die mir die Seel austreibeu möchte."

Nicht gegen die Habsucht der Aerzte, sondern umgekehrt gegen die Undankbarkeit der Patienten, richtet sich auch folgender Vers:

»Tres medicus facies habet, unam, quando rogatur,
Angelicam; mox est, cum juvat, ipse deus.
Post, ubi curato poscit sua praemia morbo,
Horridus apparet terribilisque satan«,

oder nach einer alten Uebersetzung:

„Der Doktor ist ein weiser Rat,
Derselbe drei Gesichter hat:
Das eines Engels: Patient
Ersehnt, daß er die Krankheit wend';
Hilft er dem Kranken aus der Not,
Verehrt man ihn, wie einen Gott;
Kommt er um den verdienten Lohn, — (zu holen)
Hält man ihn für den Teufel schon."

So weit wohl richtig! Nur irrt der Epigrammatiker bezüglich des zweiten Gesichts. Als einen Gott, wenn auch nur einen Halbgott, pflegt der geheilte Patient den Arzt nicht anzusehen. Hat doch nicht der Arzt geholfen, sondern seine, des Kranken, kräftige Natur und die vorzügliche Pflege. Und nun gar, wenn die Kur nichts genützt hat und die Rechnung läuft ein —!

Zu den zahlungsunlustigen Genesenen gehörte wohl auch der Verfertiger, denn Dichter darf man wohl nicht sagen, des schönen Epigramms:

„Gott läßt den Kranken genesen,
Der Arzt bekommt die Spesen."

Von edlen Seelen wird beim Arzte nicht selten Gefühlsroheit als selbstverständlich vorausgesetzt, wobei man als Entschuldigung höchstens gelten läßt, daß das Geschäft mit der Zeit notwendig das Gefühl abstumpfen müsse. „Sie haben gut trösten," sagt wohl

gelegentlich einmal ein unglücklicher Patient zu seinem allzu geduldigen Arzte, „Sie haben meine Schmerzen nicht." Gott sei Dank, daß er sie nicht hat! — wer helfen soll, muß über dem Leiden stehen.

Nicht fein behandelt Heinrich Heine, dessen reizende Persiflage wir im Anfang erzählt haben, sonst die Aerzte. Daß er im „Romanzero" den Scarabin auf der Anatomie

„— mit schmierig
plumper Hand und lernbegierig"

Königin Pomares schönen Leib zerfetzen läßt, mag noch hingehen, denn es soll wohl nur einen wirksamen Kontrast gegen den im Leben geübten Liebeskultus abgeben. Aber eine sehr häßliche Rolle läßt er den Arzt auf dem „Sklavenschiff" (Letzte Gedichte) spielen. Mit cynischem Witz und Behaglichkeit rapportiert der Arzt über die Sterblichkeit an Bord und belustigt sich über die Gefräßigkeit der Haifische, die sich für das Frühstück bedanken. Wie höhnisch klingt es, wenn er sagt:

„— durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben,
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödlich langweilen.
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen."

Ebenso der Chirurg im „Jammerthal" (Letzte Gedichte). Zwei arme Seelen sind gestorben.

„Am Morgen kam der Kommissar,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatiert
Den Tod der beiden Kadaver.

Die strenge Witterung, erklärte er,
Mit Magenleere vereinigt,
Hat beider Ableben verursacht, sie hat
Zum mindesten solche beschleunigt.

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst notwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung."

Auch hier soll wohl der Kontrast zwischen dem Elend der armen Verhungerten und der kühlen geschäftsmäßigen Behandlung am anderen Morgen wirken. Uebrigens — Heine litt selbst schwer und hoffnungslos, und wir wollen es ihm nicht allzu hoch anrechnen, wenn ihn in seiner Pariser Matratzengruft bitterböse Stimmungen beschlichen.

Heiterer muten uns die Satyren des alten Gottlieb Wilhelm Rabener an. In dem „Auszug aus der Chronika des Dörfleins Querlequitsch" finden wir unter den Ortsberühmtheiten auch den Arzt Balthasar Wurzel, der so klug war, daß, wenn ein Bauer Blähungen hatte, er gleich wußte, wie sie auf griechisch hießen. Nachdem er viele Universalmedizinen und Lebenstinkturen erfunden, starb er in seinen besten Jahren und vermachte der Gemeinde einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Aehnlich, wenn auch noch ein gut Teil boshafter, heißt es in der „Totenliste von Nikolaus Klimer": „Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemandem an den Puls fühlte, so war dieses ein sicheres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Witwen oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten, und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten kurierte er auf griechisch, wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind."

Diese beiden gelehrten Griechen sind eine ganz gelungene Satyre für eine Zeit, wo Buchgelehrsamkeit in der Medizin noch die größte Rolle spielte, wo man noch gegen Krankheitsentitäten loszog und den schwierigsten Teil ärztlichen Handelns für erledigt erachtete, wenn es

nur erst gelungen war, das Krankheitsbild nach allen Regeln der Kunst zu klassifizieren und glücklich in einem der vielen zur Orientierung dienenden Schubfächer unterzubringen. Heute wäre es vielmehr angebracht, über den die klassische Bildung verachtenden, realistischen Zug unserer Zeit Satyren zu schreiben.

Dort finden wir auch den Arzt, der mit ernsthafter Miene am Krankenbett sitzt und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen sterben lassen soll. Das Stück „Ein Traum von den abgeschiedenen Seelen" bringt die satyrische Beschreibung der Praxis eines Marktschreiers. Aber hier brauchen wir uns ja nicht getroffen zu fühlen — man treibt jetzt die Reklame stiller, feiner und wirksamer und hat es gar nicht nötig, sie auf offenem Markte selbst aus vollem Halse herauszuschreien.

Auch bei Lessing finden wir einige Proben von Satyre gegen den Arzt. Aber seine Stärke lag auf anderem Gebiete, in schlagendem Witze steht er weit hinter Rabener zurück. In dem Sinngedichte: „Auf die Genesung einer Buhlerin" spricht der schlaue, ökonomisch denkende Tod:

„Die Lais brächt' ich her? Das wäre dumm genung!
Nein, Aerzt' und Huren — nein! Die hol' ich nicht so jung."

Ein anderes „Auf den Dr. Klystill" lautet:

„Klystill, der Arzt — (der Mörder sollt' ich sagen) —
Will niemands Tod mehr auf der Seele tragen,
Und gibt aus frommer Reu sich zum Husaren an,
Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan."

Herzlich matte und unzähligemale variierte Witze!

Der Arzt hat die unvergleich schöne und hohe Aufgabe, den Menschen zu beglücken, indem er ihm das höchste Gut, die Gesundheit, wiederschenkt — so sagen wohlmeinende Idealisten. Der Arzt lebt vom Unglücke anderer — so sagen übelgelaunte Pessimisten. Beide haben recht. Nur leider ist die pessimistische Anschauung verbreiteter, als uns lieb sein kann. Das Verständnis solcher Leute reicht nicht

weiter, als das meines achtjährigen Sohnes, der einst zu mir sagte, ich müsse doch eigentlich den lieben Gott bitten, daß recht viele Leute krank würden. Der Knabe verstand mich aber wenigstens, als ich ihm auseinandersetzte, darum brauche ich den lieben Gott nicht erst zu bitten, denn Kranke gebe es ohnehin schon genug, aber das dürfe ich wünschen, daß recht viele kranke Leute zu mir Vertrauen hätten. Zu Dir, gerade zu Dir Vertrauen, zu Deinem Nachbarn und Kollegen nicht? — ruft der Pessimist wieder — Dein Sprechzimmer soll voll von reichen und vornehmen Patienten sitzen, denn so ist es doch gemeint, und Deinem Konkurrenten willst Du den Boden unter den Füßen abgraben? Da sieht man doch, wie recht ich habe, wenn ich sage, der Arzt lebe vom Unglücke anderer. — Nun, ich gönne allen Menschen, besonders aber meinen Kollegen, das Beste. Retten wir uns jedoch aus diesem moralischen oder vielmehr unmoralischen Dilemma zu einer lustigen Anekdote, die uns der lachende Philosoph erzählt. Zu St. Denis lag ein Chirurg auf den Knieen vor dem Bilde König Karls VIII. Milde lächelnd belehrt ihn ein Mönch, daß es kein Heiliger sei. „Ich weiß es," erwidert der fromme Chirurg, „aber er hat das Mal de Naples nach Frankreich gebracht."

Daß die Kuhpocken-Impfung eine Erfindung zum Besten der Doktoren sei, die daran verdienen wollen, daran glauben manche noch allen Ernstes und es ist eigentlich zu verwundern, daß es nicht noch eifriger von naturheilpfuschenden Impfgegnern fruktifiziert wird. Man pflegt dabei nur zu übersehen, daß nicht bloß das Impfen, sondern die gesamte moderne, hygienische, das heißt verhütende Richtung der ärztlichen Praxis darauf aus ist, dem eigentlichen Kurieren, also dem, was in den Augen des Volkes erst den Arzt ausmacht, mehr und mehr Terrain abzugewinnen. Im gewöhnlichen Leben nennt man es: den Ast absägen, auf dem man sitzt. Aber schön ist es doch, diese tiefinnerliche, dem Einzelnen vielleicht nicht immer voll zum Bewußtsein kommende, aber trotzdem vorhandene und unaufhaltsam sich vollziehende Bewegung zu belauschen, diese allmähliche Umwandlung eines

ganzen großen, menschlichen Arbeitsgebietes mitgenießend zu betrachten. Welche Aussichten, wie groß wird der Arzt der Zukunft dastehen!

Selbstironie ist oft die beste Waffe gegen Angriffe von außen. Nur darf sie nicht zu häufig geführt werden, sonst wird sie stumpf. Ueberdies würde es dem Arzt im gewöhnlichen Leben schlecht anstehen, über seinen Stand zu witzeln. Aber eine kleine Dosis Selbstironie seinem Wesen beigesetzt, kann nicht schaden. Er wird dann den dornigen und klettigen Pfad der täglichen Praxis unversehrter durchschreiten. Selbstironie ist häufig eine Notwendigkeit, immer aber eine Tugend, denn sie hat Selbsterkenntnis zur Voraussetzung.

In der That, wenn wir die Unzulänglichkeit unserer Wissenschaft, die Hilflosigkeit unserer Kunst betrachten, wenn wir sehen, wie auch der feinste Diagnostiker im Grunde hinter der Wahrheit und den immer aufs neue sich öffnenden Problemen hertappt, wie der blinde Bär hinter der flüchtigen Fee, wenn wir uns darauf besinnen, daß trotz aller Fortschritte, auf die wir so stolz sind, unserer Weisheit bester Teil das sokratische scio nil scire ausmacht — dann werden wir dieses unser Spiegelbild selbst mit lächelnder Ironie betrachten. Dann werden wir auch die Berechtigung der ärztlichen Satyre anerkennen, nicht des kleinen Gelegenheitswitzes und des vergänglichen, gegen eine vorübergehende Zeiterscheinung gerichteten Spottes, sondern der großen und unsterblichen Welt- und Aller-Zeiten-Satyre. Denn dieser Satyre wahrster und tiefster Grund ist der Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde berührende Kontrast zwischen Wollen und Können, der hoffnungslose Kampf zwischen ärztlicher Kunst und Natur, die unbekümmert um Salben und Mixturen den Weg des Todes zieht, und die göttliche Schadenfreude über den Besiegten. Solch eine Satyre ist die Molière'sche Satyre und wird es nicht weniger dadurch, daß sie sich nicht minder gegen den eingebildeten Kranken, wie gegen den Arzt richtet. Trotz ihres örtlichen und Zeitkolorits wird sie ewige Geltung behalten, ebenso wie die gemalten düsteren Satyren der mittelalterlichen Totentänze.

Und nun zum Schluß noch eine Perle aus des lachenden Philosophen Schatzkästlein, die hübsche Geschichte vom großen Condé und dem kleinen Dorfchirurgen, der ihn zur Ader lassen sollte! »Mais ne trembles tu pas de me saigner?« fragte der große Condé im Vollbewußtsein seiner überwältigenden Persönlichkeit. »Mai foi, Monseigneur,« erwidert der kleine Chirurg, »c'est à vous à trembler.« C'est à vous à trembler — möchten wir doch nie Ursache haben, dies unsern Patienten zuzurufen!

Druck von Franz X. Seitz, München.



